

Altar- und Kanzelreden,

mit Bezug

auf die kirchlichen Verhältnisse
im Muldenthale,

gehalten und herausgegeben

von

Friedrich Otto Siebenhaar,

Superintendenten in Penig.



Penig, 1839.

Druck und Verlag von F. E. Sieghart.

JL
6791



43
Altar- und Kanzelreden,

mit Bezug

auf die kirchlichen Verhältnisse
im Muldenthale,

gehalten und herausgegeben

von

Friedrich Otto Siebenhaar,

Superintendenten in Penig.

Penig, 1839.

Druck und Verlag von F. C. Sieghart.

Titel- und Umschreibung

Mit einer

auf die Beschaffenheit der
in

gezeichneten



Il 6791

1951 K 4022



Er. Erlaucht,

Herrn Carl Heinrich Alban,

Grafen und Herrn von Schönburg, Grafen und
Herrn zu Glauchau und Waldenburg, wie auch der
niedern Graffschaft Hartenstein und Herrschaft Lich-
tenstein mit Stein, Herrn der Herrschaften Forder-
glauchau, Penig und Wechselburg, des St. Jo-
hanniter-Ordens Ritter u. u.

w i d m e t

nachfolgende Reden

in tiefster Ehrerbietung

der Verfasser.

Vorstellungsrede bei der am 3. Sonntage des Adventes 1836 abgehaltenen Pfarrprobe in Bräunsdorf.

Heiliger Vater, heilige uns in deiner Wahrheit. Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

Von jeher, and. Fr., hat die christliche Kirche Beweise davon gegeben, daß es ihr nicht gleichgültig sey, wer in ihrer Mitte als Lehrer des göttlichen Wortes bestellt werde, denn bis in die frühesten Zeiten hinauf läßt sich die lobenswerthe Einrichtung nachweisen, daß, bevor Jemand ein solches Amt antreten konnte, die aufsehende Behörde gewisse Prüfungen mit ihm vornahm, um zu erfahren, ob wohl auch durch die getroffene Wahl kein Mißgriff geschehen, ob nicht dadurch das Beste der Kirche selbst gefährdet sey. Werden auch unter uns die einzelnen Lehrer immer nur für eine bestimmte Gemeinde gewählt, so hängt doch die Wahl der vielleicht kleinen Gemeinde auf das Genaueste mit dem Wohle der christlichen Kirche im Ganzen zusammen. Und noch mehr wünscht natürlich der Gemeindevorband, in welchen der Neuwählte eintreten soll, gleich von vorn herein zu wissen, was man von ihm zu erwarten habe. Etwas Aehnliches ersehen wir aus dem Evangelio des heutigen Sonntages, welches euch allen hinlänglich bekannt ist. In der Mitte des jüdischen Volkes war Johan-

nes der Täufer aufgetreten. Da schickte die aufsehende Behörde von Jerusalem Gesandte, welche ihn fragen sollten: wer bist du? welche sich also von seiner Befugniß theils, theils von seiner Befähigung zum Lehramte näher unterrichten sollten. Wie nun dort Priester und Leviten abgesendet wurden, um zu erfahren, was man eigentlich von Johannes zu erwarten habe, so richten auch wir heute, im Namen der hiesigen Gemeinde nicht nur, sondern auch im Namen der aufsehenden Behörde an Sie, den für hiesigen Ort ernannten Religionslehrer, die Frage: wer bist du? daß wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagest du von dir selber?

Gewiß Sie werden mir beistimmen, wenn ich zuerst in Ihrem Namen die Worte unsers Textes wiederhole: Johannes bekannte und leugnete nicht, und er bekannte: ich bin nicht Christus. Denn wir alle, die wir zu Lehrern bestellt sind, wir können es uns selbst und unseren Umgebungen nicht oft genug wiederholen: wir sind nicht Christus, sondern nur Christi Diener. Christus trug seine Lehre vor, welche ihm der himmlische Vater offenbart hatte; wir aber sollen an dem festhalten, was von Christo herrührt. Nun ist's zwar unvermeidlich, daß jeder den Inhalt des Christenthums auf seine Weise auffaßt, und auf die Weise vorträgt, welche gerade ihm die natürlichste und ansprechendste ist. Nur aber darf keiner von uns glauben, daß gerade die Art und Weise, wie er die Lehre Christi auffaßt, und wie er darüber spricht, die einzig wahre, die über jeden Irrthum und jeden Tadel erhabene sey. Wer so weit sich verirren könnte, der machte sich selbst zu Christus, denn dann wür-

de er sehr bald einen blinden Glauben auf sein Wort, einen unbedingten Gehorsam gegen das, was gerade ihm und vielleicht keinem Andern gefiele, verlangen. Christum sollen wir predigen, wie er in den Schriften des N. T. uns geschildert wird, und das weiter ausführen, was von ihm gelehrt worden ist, damit wir Christo neue Freunde und treue Anhänger erwerben; nicht aber darauf ausgehen, daß wir eine Heerde um uns versammeln, welche blindlings in das einstimmt, was gerade wir von unsern Amtsgenossen Unterscheidendes lehren, nicht darauf ausgehen, daß unsere Anhänger uns eine Ehre erweisen, welche nur Christo zukommt. Wir sind und bleiben nur Menschen, welche dem Irrthum unterworfen sind; darum nicht an uns, sondern an die Wahrheit, an Christus wollen wir unsere Zuhörer verweisen.

Johannes hatte bestimmte erklärt: ich bin nicht Christus. Nun fragte man ihn weiter: wer bist du denn? bist du Elias? So wie nun Sie, geehrtester Herr Designat, mit Johannes erklären, ich bin nicht Christus, so werden Sie gewiß auch mit ihm antworten: ich bin nicht Elias. Bei den damaligen Menschen stand Elias in besonderer Achtung, man bewunderte und lobte an ihm den Feuereifer, mit welchem er für die Reinheit des Jehovadienstes thätig gewesen war. Darum möchten wir auf der einen Seite wünschen: dem Elias gleich mögen Sie für die reine Wahrheit eifrig und thätig seyn. Denn ein Lehrer des Evangeliums darf nicht feige seyn, darf nicht fragen: was werden denn wohl meine Zuhörer gern hören? sondern: was nußt ihnen zur Frömmigkeit und zur Seligkeit? Bemerket er nun grobe Verir-

rungen, Verspottung des Heiligen und ein von Gott abgewendetes Leben, so soll er den Spiegel des göttlichen Wortes seinen Zuhörern vorhalten, auf daß sie darin sich beschauen, und zeitig vom unrechten Wege einlenken. Aber wenn von dem Feureifer des Elias die Rede ist, so denken wir fast unwillkürlich auch an die gewaltsame Maaßregel, welche er gegen die Götzendiener ergriff, daran, daß er die fremden Priester zum Tode führen ließ. Ach! und wir wissen es nur zu gut, daß dieselbe Unduldsamkeit, deren sich Elias, der Thisbite, schuldig machte, von manchen unverständigen Eiferern unserer Zeit sogar noch gelobt, sogar als ein nachahmungswerthes Beispiel aufgestellt wird. Wir erschrecken, wenn wir weiter darüber nachdenken, ein christlicher Lehrer, ein Diener Christi, welcher so gern Milde und Schonung übt, könne auf den frevelhaften Gedanken kommen, das grausame Todesurtheil über diejenigen aussprechen zu wollen, welche nicht gerade seines Sinnes sind. Darum werden wir gern aus Ihrem Munde das Bekenntniß hören: ich bin nicht Elias. Nein, zu der bezeichneten Unduldsamkeit, zu der Unmaaßung, allein den rechten Glauben haben zu wollen, zu dem Menschenhass, welcher in dem Irrenden nur den Frevler, nicht den schwachen Menschen sieht und strafen will — nein, dazu werden Sie sich nicht verirren. Jeder Ruhige, jeder Denkende erschrickt, wenn er sich dies nur als möglich vorstellt.

Wie den Johannes, so fragen wir Sie jetzt weiter: bist du ein Prophet? Auch hier ist gewiß des Johannis Wort das Ihrige, wenn er kurz und entschieden mit: Nein! antwortete. Das Nächste näm-

lich, woran wir bei dem Namen eines Propheten denken, ist die höhere unmittelbare Einwirkung Gottes, welche dem Auserwählten den Blick in die Zukunft schärft, so daß der Prophet im höheren Tone von Gegenständen sprach, welche nur seinem Geiste vorschwebten, ohne bereits in das Gebiet der Wirklichkeit eingetreten zu seyn. Halten wir uns an diesen Begriff, so leisten wir alle unbedingt auf den Ruhm Verzicht, Propheten zu seyn. Denn es hieße die Gemeinde, bei der wir wirken sollen, täuschen, wenn wir uns rühmen wollten, unser Blick sey durch eine wunderbare Einwirkung Gottes auf die ferne Zukunft gerichtet, wir seyen fähig, die Zukunft zu schauen und zu verkünden. Aber es liegt noch ein Zweites in dem Begriff eines Propheten. Prophet heißt nämlich eigentlich Aussprecher. Sein Beruf also ist der, das auszusprechen, was Andern dunkel und undeutlich nur vorschwebt, das auszusprechen, was sie wohl fühlen, nicht aber in klare, bestimmte Worte fassen können. Und in dieser Bedeutung des Wortes sollen wir alle Propheten seyn. Aussprechen soll der Geistliche die stillen, vielleicht noch dunkeln Gefühle und Empfindungen seiner Gemeinde; aussprechen soll er die Sehnsucht und das Verlangen ihres Herzens; zum Bewußtseyn soll er bringen, was in ihrer geistigen Natur noch unentwickelt liegt. Eine schöne, ehrenvolle Aufgabe! Eine Aufgabe, auf welche wir nie verzichten wollen! Auch Sie, Geehrtester, sollen in dieser Bedeutung des Wortes Prophet seyn, der Prophet ihrer Gemeinde, ihr Sprecher, ihr Dolmetscher, ihr Vermittler, derjenige, welcher das Dunkle, in der Tiefe gleichsam Schlummernde wecket und zum Bewußtseyn bringt.

Doch mit alle dem, was wir bis jetzt gehört haben, ist nur angegeben, was der Prediger nicht seyn solle, nicht seyn könne. Nun fragten die Abgeordneten den Johannes weiter: was bist du denn? daß wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst? Johannes sprach: ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste: richtet den Weg des Herrn; wie der Prophet Jesais gesagt hat. So gern wir nun hörten, daß Sie sich nicht Christus, nicht Elias, nicht einen Propheten nannten, eben so bestimmt wünschen wir, es möge von Ihnen nicht heißen, Sie seyen nur eine Stimme eines Predigers in der Wüste. Denn jetzt sind die Verhältnisse anders, als zu Johannes Zeiten. Eine Wüste ist's nicht, wo Ihnen Ihr Wirkungskreis angewiesen wird, sondern ein freundliches, belebtes Dorf. Auch von einer geistigen Wüste möchten wir nicht gern sprechen hören, denn die hiesige Gemeinde hat ja Beweise gegeben, daß das Wort des Evangeliums nicht umsonst bei ihr gepredigt wird. Noch wohnt Liebe zur Kirche an diesem Orte, und das Gotteshaus ist sonntäglich keine Wüste. Die Gemeinde ehrt ihre Lehrer, sie ehrt sie noch im Tode. Mit Freuden bemerke ich dieß, denn die Hinterlassenen des bisherigen Lehrers haben manchen wohlthuenden Beweis von Dankbarkeit und Anhänglichkeit erhalten. So ist's recht! möge es immer so bleiben! möge das Band zwischen Lehrer und Gemeinde immer ein freundliches, für beide Theile wohlthuendes seyn! möge das Gotteshaus nie eine Wüste werden!

Aber eine bestimmte Auskunft müssen wir haben auf unsere Frage: wer bist du? Die Abgeordneten

fragten daher weiter und sprachen: warum taufest du denn, so du nicht Christus bist, noch Elias, noch ein Prophet? Johannes antwortete: ich taufe mit Wasser; aber er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennet. So erklärt er sein Wirken selbst für ein untergeordnetes, das aber auf den Höheren, auf Christum, hinweisen sollte. Christus war bereits mitten unter seinen Zeitgenossen, aber man kannte ihn noch gar nicht, oder doch nicht als den, welcher er wirklich war. Des Johannes Absicht nur ging dahin, seine Umgebungen zur Anerkennung Christi zu führen. So wirkt der Herr vielfältig unter uns, obschon ihn viele nicht kennen oder nicht kennen wollen. Anders ist's geworden unter der christlichen Bevölkerung und zwar durch das Christenthum; Viele aber sehen darin nur ein Werk der fortgeschrittenen, Alles erleuchtenden Aufklärung. Wir alle ohne Ausnahme haben von Christo gelernt; aber viele wollen darin nicht Christi Verdienst anerkennen. Christus kömmt zu uns in den Sacramenten; aber Viele scheinen nie darüber nachgedacht zu haben, wie Christi Wirksamkeit mit dem Gebrauch der Heilmittel verbunden ist. Christus wirkt auf uns durch Andere; aber Viele sehen nur auf das letzte Glied, mit dem sie gerade in Verbindung stehen, nicht auf den, von welchem die wohlthätige Wirksamkeit zunächst ausgeht. Daß Christus anerkannt werde in seiner Gemeinde, dahin werden auch Sie an Ihrem Theil wirken. Dazu soll die Taufe der Neugeborenen, welche ja nothwendig mit dem lehrenden Worte verbunden seyn muß, dazu das ganze Predigtamt führen, welches Ihnen übertragen wird. Der Einwirkung Christi soll sich

niemand entziehen, und niemand soll Christo die Ehre streitig machen, daß er es ist, welcher auf die Gesammtmasse und auf den Einzelnen wirkt. Christus, der Vielen noch Unbekannte, soll auch durch Ihre Wirksamkeit bekannter werden. Er soll zu Ihrer Gemeinde kommen, so daß Sie mit vollem Rechte auch die folgenden Worte des Johannes zu den Ihrigen machen können: der ist es, der nach mir kommen soll, welcher vor mir gewesen ist. Ich bin die Stimme eines Predigers: richtet, bereitet dem Herrn den Weg. Ja nur vorbereitend, auf den hinweisend, der da kommen soll, ist unsere ganze Amtswirksamkeit. Lehren sollen wir, damit der Irrthum verschwinde, und die Klarheit des Herrn die Seelen der Menschen erleuchten könne; strafen sollen wir die bösen Werke, auf daß die, welche uns hören, das Böse abthun, und sich entschließen, im Lichte zu wandeln; trösten, ermutigen sollen wir die Traurenden, daß sie den gesunkenen Blick auf Christum, den großen Freudenspender, hinrichten; Vorkehrungen sollen wir treffen, daß, wenn Gott und Christus kommen, um Wohnung bei den Menschen zu machen, sie das Herz schon zur Aufnahme bereit und empfänglich finden. So bereiten wir ganz eigentlich dem den Weg, der vor uns gewesen ist, nämlich Christo. Längst vor uns ist er gewesen, denn aus seinem Worte schöpfen wir ja das, was wir Andern bieten, aus der Verbindung mit ihm fließt uns allein die Fähigkeit zu, für diese unsere Wirksamkeit die rechte Weise, den rechten Tact zu finden. Nach uns aber kommt Christus in die Gemüther, welche durch die Predigt des göttlichen

Wortes vorbereitet sind; unser Wirken hat nur Werth und Bedeutung, wenn es mit rechter Bestimmtheit auf Christum hinweist. Und er ist größer, denn wir, setzen wir hinzu, wie Johannes im Evangelio seine Erklärung schließt: ich bin nicht werth, daß ich seine Schuhriemen auflöse. Wie ehrenwerth erscheint uns Johannes wegen dieser Erklärung! Er erkannte, ohne sich dadurch gekränkt zu fühlen, das ganze Uebergewicht Christi an, er, von welchem wieder Christus behauptete: ich sage euch, daß unter Allen, die von Weibern geboren sind, nicht aufkommen ist, der größer gewesen, denn Johannes der Täufer. Dieses Bekenntniß geziemt denn auch dem christlichen Prediger. Mit Recht behauptet man wohl, der Prediger solle nicht nur Lehrer, sondern auch sittliches Vorbild für seine Gemeinde seyn; er solle den Seinen vorangehen auf der Bahn des Guten. Wer aber mag denn von sich behaupten, daß er als Vorbild gelten könne? Fehlen wir nicht alle mannigfaltig? Bleiben wir nicht immer, wenn wir auch Lehrer und Meister heißen, schwache, sündige Menschen? Darum ziemt uns Bescheidenheit, darum, wenn von Christo die Rede ist, wollen wir alle zurücktreten, und ihm unbedingt den Vorrang lassen, denn wir sind nicht werth, daß wir seine Schuhriemen auflösen. Aber als Vorbild betrachten wir ihn, als den, der uns berufen hat zu seiner Aehnlichkeit.

In solches Bekenntniß stimmen Sie zuverlässig mit ein, geehrtester Herr Designat; und damit haben Sie die Frage genügend beantwortet, welche wir im Namen und Auftrage der aufsehenden Behörde an Sie richteten: wer bist du?

Die anwesende Gemeinde aber kann aus diesem Bekenntnisse ersehen, aus welchem Gesichtspunkte Sie das wichtige Amt eines Religionslehrers übernehmen werden. Es ist nun an euch, ihr Abgeordneten dieser Gemeinde, zu erklären, ob ihr mit diesem Bekenntniß zufrieden seyd.

U m f r a g e.

So empfangen Sie denn aus meinen Händen die Urkunde, in welcher Ihre Berufung zu dem Pfarramte hiesigen Ortes enthalten ist.

Nachdem nun der Herr Designat sich zur Uebernahme des hiesigen Pfarramtes bereit erklärt, auch die Abgeordneten der Gemeinde ihre Zustimmung zu der erfolgten Wahl laut von sich gegeben haben, unterliegt es fast keinem Zweifel, daß auch die Bestätigung höchsten Ortes erfolgen werde. Ich füge daher nur noch meinen Glückwunsch hinzu für die Gemeinde, welche nach einem etwas längeren Zwischenraume wieder einen Lehrer haben soll, der mit jugendlicher Kraft und Munterkeit sonntäglich das Wort des Evangeliums verkündigen wird; meinen Glückwunsch aber auch Ihnen, der Sie vor manchen Ihrer Standes- und Altersgenossen zeitig zu einem so ehrenvollen, so wichtigen Amte berufen worden sind. Seyn Sie gleich dem großen Johannes ein Prediger, welcher ruft: bereitet dem Herrn den Weg, und die Freude gebe Ihnen der Herr, daß der, welcher vor Ihnen gewesen ist, Christus, nach Ihnen und durch Sie zu dieser Gemeinde komme, daß er bei Ihnen und bei allen Ihren Gemeindegliedern Wohnung mache. Amen.

**Rede bei der Investitur des Pfarrers
W. in Bräunsdorf am 2. Son-
tage p. Epiph. 1837.**

Die feierliche Handlung der Ordination ist vollzogen; ich begrüße Sie von nun an als unseren Amtsbruder. Sie sind damit eingetreten in den geistlichen Stand, und haben das Recht erhalten, alle gottesdienstlichen Handlungen, namentlich die heiligen Sacramente unserer Kirche zu verwalten. Sehr gewichtige Gründe aber, welche jeder sogleich begreift, haben unsere Kirche bestimmt, daß jedem Einzelnen von uns, den Dienern des göttlichen Wortes ein bestimmter, oft ziemlich eng begrenzter Kreis des Wirkens angewiesen werde, daß jeder Prediger eine bestimmte Gemeinde haben soll, in welcher ihm sein Tagewerk angewiesen wird. Nur in diesem Bezirke dürfen wir in unserem Namen etwas verrichten, thun wir es außerhalb desselben, so kann es rechtlicher Weise nur im Auftrage Anderer geschehen. Es ist mir daher ferner der Befehl gegeben worden, Sie, geehrter Herr Amtsbruder, in das Amt einzuführen, zu dem Sie durch den hiesigen Herrn Kirchenpatron mit Zustimmung der Gemeinde berufen worden sind.

Nur wenige Worte noch seyen mir vergönnt als freundlicher, wohlgemeinter Rath für Ihr amtliches Wirken. Wenn ich mich aber nach einem Worte der

Schrift umsehe, an welches ich diesen Rath anknüpfen könnte, so wüßte ich kaum etwas, das näher läge und zugleich zweckmäßiger schiene, als das Evangelium des heutigen Tages. Wir sehen nach demselben den Herrn auf einer Hochzeit zu Cana mit seiner Mutter und seinen Jüngern, unter Leuten, von denen wir sonst nichts wissen. Ganz ungezwungen läßt sich davon eine ganz kurze Betrachtung anschließen über die Pflicht des Geistlichen, mit seiner Gemeinde zu leben.

Viele leben wohl mitten in einem volkreichen Dorfe, in einer belebten Stadt; aber sie leben nur unter ihren Nachbarn, ihren Mitbürgern, nicht mit ihnen. Mancher Gelehrte arbeitet fleißig auf seinem Zimmer, und zwar für die Menschen; aber er ist weit entfernt, auch mit ihnen zu leben. Er zieht sich vielleicht absichtlich, ja ängstlich von ihnen zurück, weil es ihm an der nöthigen Lebensgewandtheit fehlt. Wer aber wahrhaft nützlich wirken will, der soll nicht nur unter und neben, auch nicht bloß für die Menschen, sondern er soll mit ihnen leben. Für den Geistlichen namentlich, sprechen wir, ist es ernste Pflicht, mit seiner Gemeinde zu leben. Was darin liegt, zeigt uns der vorliegende Text.

Auf einer Hochzeit zu Cana war der Herr. Waren es seine Anhänger, welche er besuchte? Wir müssen sehr daran zweifeln, denn es fällt dieß in eine Zeit, wo der Herr sein Lehrgeschäft eben erst begonnen hatte. Auch scheint es, als würde der Evangelist dieß am Schlusse der Erzählung wenigstens etwas näher bezeichnen haben. Aber er schließt nur mit der Bemerkung: seine Jünger glaubten an ihn. Auch lag es

gar nicht in dem Wesen des Herrn, daß er engherzig sich auf eine bestimmte Zahl von Menschen, auf einen bestimmten Kreis hätte beschränken sollen. Er verkehrte mit Allen ohne Ausnahme. Er sprach mit den Besseren, und freute sich ihres reinen Willens, aber er verschmähte auch die Sünder nicht; er war gern im engern Kreise seiner Jünger, aber es setzte ihn nicht in Verlegenheit, wenn eine große Volksmenge sich eingefunden hatte, ihn zu hören; er war vorzugsweise gesendet zu den verlorne Schaaßen vom Hause Israel, aber er unterhielt sich angelegentlich mit der Samariterin am Jacobsbrunnen, und blieb mehrere Tage in Sichar; er fühlte sich wohl und heimisch in dem befreundeten Hause zu Bethanien, aber er verschmähte es nicht, auch ein Gastgebot eines Pharisäers zu besuchen; er duldete ja sogar den Verräther dauernd in seiner Nähe. Er schloß mit einem Worte niemand ganz von seinem Umgange aus. Sein Beispiel denn muß der Geistliche nachahmen, es ist Pflicht für ihn, mit seinen Gemeindegliedern zu leben. Wohin würde es auch führen, wenn er sich entweder von Allen, oder von einem größeren Theil derselben zurückzöge? Im ersten Falle würde das lehrende Wort weniger fruchten, denn es ist sehr wahr, daß der doppelt wirkt, welcher seine Lehren durch sein Leben unterstützt. Durch sein Leben kann der aber nicht wirken, welcher sich ganz von allem Umgange mit seinen Gemeindegliedern zurückzieht. Im zweiten Falle, wenn er nur mit einigen Auserwählten umgehen, dagegen viele Andere ganz von seinem Umgange ausschließen wollte, müßten sich nothwendig Partheien bilden, welche im Anfange eifersüchtig und später sogar feindlich

sich einander gegenüber stehen würden. Es ist wohl sehr natürlich, daß wir uns zu dem Einen mehr hingezogen fühlen, als zu dem Andern; es ist unvermeidlich, daß wir mit Einzelnen nur in ein näheres, trau-teres, wahrhaft freundschaftliches Verhältniß treten können. Aber gänzlich ausgeschlossen von unserem Umgange soll niemand werden; noch viel weniger darf durch Wort oder That hier irgend eine Bevorzugung stattfinden, als ob diejenigen, welche wir unsres Umganges würdigen, allein Gottes Freunde seyen, alle Uebrigen aber eben deshalb schon der Liebe Gottes weit ferner stehen. Eine solche Partheilichkeit, eine solche Bevorzugung auf der einen, eine solche Zurücksetzung auf der andern Seite würde sehr bald die traurigsten Folgen bringen; Haß und Streit und Zerwürfnisse mancher Art würden sehr bald den Frieden der Gemeinde stören, wenn der Geistliche, welcher überall der Bote des Friedens seyn soll, mit engherzigem Sinne einzelne Glieder seiner Gemeinde auffallend bevorzugen, andere dagegen eben so auffallend zurücksetzen wollte. Wir sollen Pfleger des Heiligen seyn für die ganze Gemeinde, nicht blos für Einzelne in derselben. Sie sehen, geehrter Herr Amtsbruder, was zunächst in der Pflicht des Geistlichen, mit seiner Gemeinde zu leben, liegt: niemand soll von seinem Umgange ganz ausgeschlossen bleiben. Dagegen werdet wieder ihr, die Gemeindeglieder, nothwendig Alles vermeiden müssen, was den religiösen Sinn, das Gefühl für Schicklichkeit beleidigt, damit ihr euch nicht selbst von dem Umgange mit jedem Menschen scheidet, dem das Heilige werth und theuer ist, dem das Schickliche am Herzen liegt.

Auf einer Hochzeit sehen wir den Herrn in Cana. Nur der böse Wille hätte ihm daraus einen Vorwurf machen können, daß er an einer so freudigen Versammlung Theil genommen habe. Allerdings geschah dieß späterhin manchmal, denn man tadelte den Herrn darüber, daß er mit Zöllnern und Sündern gegessen, daß er an ihren Festlichkeiten Theil genommen habe. Den Johannes hatte man wegen seiner strengen Lebensweise getadelt, an Jesu tadelte man wieder seinen heiteren Sinn. Doch es war Grundsatz des Herrn, er müsse an allen Ereignissen Theil nehmen. Er war ganz Mensch und was Menschen betraf, das war ihm nicht fremd. Wahr ist's, er war hier auf der Hochzeit zu Cana, er nahm es manchmal an, daß man ihm zu Ehren ein Gastgebot ausrichtete. Aber besuchte er nicht auch die Kranken und Verlassenen? eilte er nicht, den Kranken zu helfen? trat er nicht in Nain an des Jünglings Sarg? und in Bethanien an die Gruft des Lazarus? War er vielleicht nur gern da, wo er muntere Freude erwartete, und zog sich zurück, wenn das Schicksal eine ernstere Wendung genommen hatte? Es ist nicht nöthig, darauf eine weitläufige Antwort zu geben; ihr kennet sein Leben und Wirken zu genau, als daß unter euch eine solche Vermuthung aufkommen könnte. Er schloß nicht allein niemanden von seinem Umgange aus, sondern er nahm auch willig und freudig Theil an Ereignissen jeder Art, sie mochten freudige oder traurige genannt werden müssen. So muß auch der Geistliche handeln, welcher die Pflicht anerkennt, mit seiner Gemeinde zu leben. Schande über den, welcher gerade so lange nur als Freund eines Andern

sich zeigt, als er durch ihn Freuden und äußere Genüsse zu gewinnen gedenkt, der aber bei ernstern, traurigen Vorfällen sich treulos zurückzieht. Aber billigen können wir es auch nicht, wenn jemand jede Freude, jeden Genuß untersagen wollte, gleich als beginge der Mensch in dem Augenblicke eine Sünde, wo er die Gaben Gottes mit innigem Frohsinn genießt, gleich als hätte uns Gott nur geschaffen, damit wir immer trauern sollen. An allen Vorfällen seiner Gemeindeglieder soll der Geistliche Theil nehmen, sie seyen freudiger oder trauriger Natur. Der Freund seiner Gemeinde soll er seyn, welcher sich freut mit den Fröhlichen und weinet mit den Trauernden. Kaum giebt es in irgend einem andern Stande so viele Berührungspunkte, als zwischen uns und unsern Gemeindegliedern, vorausgesetzt, daß gegenseitiges Vertrauen vorhanden ist. Wenn der Einzelne mit etwas Wichtigem umgeht, und schließt uns sein Herz auf, so soll er, so weit wir können, Rath und Belehrung, wenigstens Theilnahme finden; ist seinem Hause durch göttlichen Segen Heil widerfahren, so sind wir bereit, durch unsere Theilnahme seine Freude zu erhöhen; hat ein Unglück ihn betroffen, — er komme zu uns, wir wollen ihn trösten, und mit ihm berathschlagen, wie dem Uebel am ersten gesteuert werden kann. Ziehen Sie, geehrter Herr Amtsbruder, sich von Ihren Gemeindegliedern nicht zurück, es sey Freudiges oder Trauriges, was sie betrifft, was sie zur Mittheilung an Ihr befreundetes Gemüth bestimmt.

Auf der Hochzeit zu Cana sehen wir den Herrn. Aber er war nicht nur einer der Genießenden, sondern hier, wie überall, der große Freuden spender.

Willig und gern hilft der Herr der Verlegenheit des Brautpaares ab, da, vielleicht deshalb weil man auf eine so zahlreiche Gesellschaft nicht gerechnet hatte, es an Wein gebrach. Doch um die Sache handelt es sich nicht, nicht um die Größe der Gaben, welche der Herr hier spendet. Mehr achten wir auf den Sinn des Herrn, der überall gern erfreute. Wohin er kam, da zog Freude mit ihm ein, denn aus seiner Gaben Fülle spendete er überall, wo er einzog. War es ein Freudenmahl, so würzte er es durch den ächt religiösen, heiligen Sinn, welcher bei der Freude auf Gott, den Geber derselben hinverwies; war es eine traurige Veranlassung, er wußte die Ueberzeugung zu begründen: es ist der Herr, der Solches thut, und was Gott thut, das ist wohlgethan. Kam ein Kranker zu ihm oder er zu einem Kranken, so strömte eine Kraft Gottes von ihm aus, welche die Schmerzen entweder linderte oder ganz hob. Begegnete ihm ein Zweifeln-der, Trauernder, so hob er freundlich seine Bedenklichkeiten, und erquickte Manchen mit der Erklärung: sey getrost, deine Sünden sind dir vergeben. Wohin er kam, der große Freudenspender, da zog geistiges Leben, Friede und Freude in dem heiligen Geiste mit ihm ein. O wie hoch sind wir geehrt, wir seine Diener, daß wir auch hierin ihm gleichen sollen, gleichen können! Leben sollen wir mit unserer Gemeinde, so aber, daß wir überall als die ächten Freudenspender erscheinen. Bringt man Kinder zu uns, so wollen wir sie segnen, und durch die Taufe den Zugang zu allen den Seligkeiten ihnen eröffnen, welche das Christenthum bietet. Sammelt sich eine zahlreiche Menge um uns beim öffentlichen Gottes-

dienste, so wollen wir ihnen auslegen die göttlichen Geheimnisse, und ihren geistigen Blick aufschließen, daß sie Gott und Christum schauen; tritt die Menge der gläubigen Kommunikanten her zu dem Altare des Herrn, so sollen sie aus unsern Händen das gesegnete Brod, den gesegneten Wein erhalten, daß sie einig und innig werden mit ihrem Herrn; tritt ein jugendliches Paar her zu den Stufen des Altares, so wollen wir Worte der Weihe über sie aussprechen, und ihren Sinn nach oben richten. Ja, wo und wenn wir erscheinen, sollen die nicht leer ausgehen, welche mit uns in Verbindung kommen; sie sollen inne werden, daß der Herr seinen Geist in seiner Kirche wohnen läßt, daß wir Haushalter sind über Gottes Geheimnisse. In den Gotteshäusern sollen Hunderte durch uns erbaut und erfreut werden, und auch in die Häuser der Einzelnen, wohin der Zutritt uns offen steht, wollen wir das Heilige mit bringen, damit jeder es sieht und empfindet, Christus habe in uns eine Gestalt gewonnen. —

Ist's nicht so, verehrte Amtsbrüder! Haben Sie es nicht unzähligemal empfunden, ein schöner Beruf sey es, den Sie verwalten? Pfleger des Heiligen, ächte Freuden spender können und sollen wir seyn. Das sollen auch Sie seyn, geehrter Freund. Ja, seyen Sie es in der ganzen Bedeutung des Wortes, seyen Sie es zunächst für diese Gemeinde, bis der Herr Ihnen entweder noch auf der Erde, oder im Himmel einen andern Wirkungskreis anweist. Feierlich ernst weise denn ich Sie jetzt in Ihr gegenwärtiges Amt ein. Leben Sie denn nicht blos unter dieser Gemeinde, nicht blos für sie, sondern auch mit

ihr, so daß Sie willig jedem der geistigen Gaben Fülle geben. Wenn Sie dieß wollen, so knüpfen Sie das Band mit der Gemeinde an, so erklären Sie es durch ein lautes, feierliches Ja! und geben mir den Handschlag darauf. —

Vor Gott und dieser Versammlung haben Sie das Versprechen gegeben. Der Herr wird Sie stark machen, das Versprechen zu halten. Ja, segne ihn, Herr, mit deinem Lichte, laß deinen Geist in ihm wohnen, daß er Alles wohl ausrichte. Sieb ihm die Freude, daß der Seelen, die ihm anvertraut sind, keine ganz verloren gehe. Herr, hilf, Herr, laß Alles wohl gelingen!

So treten Sie denn in Gottes Namen und in seinem Auftrage mit diesem Augenblicke Ihr gegenwärtiges Amt an. Gehen Sie hin, und weiden Sie treulich Ihre Heerde! Amen.

Predigt am 11. Sonntage p. Trin. 1837.

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Darum, Herr, stärke unsern Glauben. Amen.

Wer von euch, m. Th., kennt nicht den Pharisäer, welchen der Herr in unserm heutigen Evangelio aufstellt, den Prahler, welcher sich vermaß, fromm zu seyn, und die Andern verachten zu dürfen! Wer von uns ist wohl zweifelhaft darüber, ob der Herr ihn als nachahmungswerthes Muster, oder vielmehr als warnendes Beispiel für Viele aufführt? Sagt doch der Herr selbst, indem er einen Zöllner ihm gegenüber schildert: ich sage euch, dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenem, denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden. Wer hat noch nicht im gewöhnlichen Leben auf diesen Pharisäer verwiesen, wenn von einem prahlenden, auf seine vermeintlichen Tugenden eingebil deten Menschen die Rede war! -- Und doch, Freunde, sind wir nur ehrlich gegen uns selbst, so werden wir finden, daß selbst der Pharisäer uns manchmal noch beschämt. Wenn Moses zu seiner Zeit ein Volk gehabt hätte, dessen einzelne Glieder alle die Pünktlichkeit des Pharisäers gezeigt, die guten Eigenschaften, welche dieser an sich rühmt, wirklich besessen hätten, wie würde er in gar vielen Hinsichten sich gefreut haben! Er hatte einen schweren Kampf gegen

grobe, auffallende Sünden unter seinem Volke, und mußte den rohen Geist seines Volkes durch strenge Gesetze im Zaume zu halten suchen. Welche Mühe kostete es ihm, ehe er nur die äußere Anständigkeit bei seinem Volke erreichen konnte! Der Pharisäer besaß diesen äußern Anstand. Was fehlte ihm noch? Wir wissen allerdings alle, es fehlte ihm noch viel, es fehlte ihm noch die rechte Gesinnung, die rechte Demuth, die rechte Liebe, die rechte Frömmigkeit. Aber beschämt er mit seiner pünktlichen Gesetzeserfüllung nicht selbst noch Viele unter uns? Er kam doch wenigstens in den Tempel. Thun denn dieß Alle? Er prüfte sich doch vor Gott. Stellen auch Alle dergleichen Prüfungen mit sich an? Er betete. Ist das Gebet nicht bei Manchen fast in Vergessenheit gekommen? Wenn uns der Pharisäer nun durchaus nicht als Muster hingestellt wird, was müssen denn diejenigen fühlen, welche so tief stehen, daß sie zu der Höhe hinanschauen müssen, auf welcher der Pharisäer stand. Er sagte: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute; er hütete sich vor den groben Sünden, vor Raub, Ungerechtigkeit, Ehebruch. Aber sind die genannten Sünden etwa unter uns unbekannt geworden? würdet ihr alle die Worte des Pharisäers der Wahrheit gemäß wiederholen können? Er fastete zweimal in der Woche, erkannte also die Pflicht an, seine Begierden zu bezähmen, und ließ sich's Mühe kosten, den gesetzlichen Bestimmungen nachzukommen. Er gab den Zehnten von Allem, was er hatte. Wenn aber Jemand unter uns um eines Gesetzes willen nur einmal von seiner gewohnten Lebensweise abgehen, fasten, oder einen Theil seiner Habe aufgeben

folll, nur den zehnten Theil dessen, was er entbehren kann, während er nicht gerade unbedingt durch das Gesetz dazu angehalten werden kann, — was hören wir da für Klagen! Ist's doch, als ob die jetzt lebenden Menschen das nicht mehr thun könnten, was sonst recht wohl möglich war!

Wir wiederholen, um jedes Mißverständniß zu vermeiden: der Pharisäer wird uns von dem Herrn durchaus nicht als Muster aufgestellt, und dennoch liegt in dem Selbstzeugnisse des Pharisäers viel Beschämendes für gar Viele unter uns. Er steht auf der Stufe der äußern Gesetzmäßigkeit, des äußern Anstandes, wo es ihm leicht wurde, sich selbst in vielen Stücken zu bezähmen. Leicht möglich, daß die Mehrzahl von uns in der einen oder der andern Beziehung zu ihm noch hinausschauen, auf seine Höhe sich erst noch erheben muß.

Aber er war ein Frömmeler, ein Heuchler, sagt man, und man hat Recht daran. Alle die guten Eigenschaften, deren er sich rühmt, hatten wenig oder keinen wahren Werth, weil sie nicht aus dem rechten, von warmer Liebe zu Gott und zu den Brüdern erfüllten Herzen kamen; er rühmte sich dessen, was doch nur den äußern Menschen betraf. Doch laßt uns auch hier wieder fragen: gilt das Gleichniß des Herrn nicht von gar Manchem, nur in umgekehrter Weise? Mancher spricht: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jener Pharisäer. Der leichtsinnige rühmt sich, nicht seiner Gottesfurcht, nicht seiner Frömmigkeit, sondern — daß er von aller Scheinheiligkeit sich fern halte; der Kirchenscheue rühmt sich, nicht seines Fleißes, seiner unausgesetzten Thätigkeit,

welche zum Kirchenbesuche ihm keine Zeit lasse, sondern — daß er kein Heuchler sey; der, welcher nicht betet, rühmt sich, zwar nicht seiner Aufklärung, wiewohl auch dieß manchmal, sondern daß er kein Slave sey, der an dem Hergebrachten halte, und sich in auswendig gelernten Formeln bewege, gleich als ob beten nur hieße: eine auswendig gelernte Anrede an Gott gedankenlos hersagen. Neben dem Hange zur Frömmerei und Scheinheiligkeit, welche wir in unserer Zeit nicht ableugnen können, hat sich auf der andern Seite wieder eine sehr starke Furcht gebildet, von der Viele befallen zu seyn scheinen, die Furcht nämlich, in den Ruf der Frömmerei zu kommen. Und sie ist es, von welcher ich heute weiter zu euch reden will, sie ist es, welche nicht selten manches Gute unterdrückt &c.

Luc. 18, 9—14.

Alle Heuchelei und Scheinheiligkeit, alles Pharisäerwesen ist verwerflich. Darüber kann unter vernünftigen, wohlmeinenden Menschen kein Zweifel obwalten. Ein sehr empfindlicher Vorwurf ist es daher für jeden Ehrliebenden, daß er sich der Frömmerei, des Frommthuns schuldig gemacht, also statt des wahren Wesens sich nur mit dem äußeren guten Scheine begnügt habe. Leicht aber wirkt dieß zu weit, und man meidet auch das Gute, um nur nicht in den Verdacht zu kommen, daß man es des bloßen Scheines wegen gethan habe.

Die Furcht, in den Ruf der Frömmerei zu kommen, ist daher wohl ein Gegenstand, welchen die Verhältnisse, unter denen namentlich wir leben, ziemlich nahe liegen.

Diese Besorgniß, wir meinen die Furcht, in den Ruf der Frömmerei zu kommen, entsteht leicht in einer Zeit, wo man mit diesem Namen sehr freigebig ist; sie darf uns aber nie abhalten, unserer innern Ueberzeugung gemäß zu handeln; die Verhältnisse, unter denen wir leben, müssen uns endlich zu einer recht ernstern Prüfung führen, ob wir wirklich fromm sind.

Leicht erklärbar, und zum Theil auch leicht verzeihlich ist die Furcht, von welcher wir sprechen, in einer Zeit, wo man mit dem Namen eines Frömmers außerordentlich freigebig ist. Und ich weiß nicht, ob es schon früher irgend eine Zeit gegeben hat, wo dieß mehr der Fall gewesen, als gerade jetzt, ob in irgend einer Gegend der Vorwurf häufiger gehört wird, als gerade in der unseren. Es scheint, als ob eine gänzliche Begriffsverwirrung entweder schon eingetreten sey, oder bald eintreten werde. Einzelne legen ein übergroßes Gewicht auf das äußere Bekenntniß, die äußeren Formen, in welchen sich der Glaube, die Frömmigkeit aussprechen, kund geben soll. Begnügen sie sich, wie man ihnen Schuld giebt, nur mit dem Aeußeren, dringen sie nicht darauf, daß das Aeußere nur das Abbild des Innern sey, darauf, daß zuerst das Innere des Menschen durch Glaube und Liebe geheiligt werden, daß der Glaube eifrig, aber auch in ungeschälter Liebe thätig seyn soll, so hat allerdings die Art der Frömmigkeit, welche sie empfehlen oder üben, keinen Werth. Sie sind dann, um mit Paulus zu sprechen, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn sie sich rühmten, allen Glauben zu besitzen, und alle Geheimnisse der

Gottheit zu wissen, es fehlte ihnen aber die Liebe, so wäre dies kein nütze. Man macht dieß Manchen zum Vorwurfe, und tadelte es hart, daß sie sich vorzugsweise die Frommen, die Auserwählten, die Gläubigen, die wahren Christen nennen. Bis hierher mag man unbedingt Recht haben. Wenn wir aber spottend und höhniſch die Worte wiederholen, und diejenigen die Frommen und die Gläubigen nennen, welche doch unsrer Ansicht nach nur Frömmeler sind und Frömmeler heißen sollten, wohin wird das führen! Nicht ungestraft läßt sich ein solcher Mißbrauch mit den Bezeichnungen fromm und gläubig und auserwählt treiben; nicht ungestraft lassen diese Bezeichnungen sich umkehren. Man nennt diejenigen, welche man für Heuchler, für Ubergläubische, für Frömmeler hält, mißbrauchsweise die Frommen, die Gläubigen. Wird das nicht die Folge haben, daß gar Mancher glaubt, er dürfe auch nach Frömmigkeit nicht streben, der wahre Glaube sey eine Sache, über welche man fast nur lachend, scherzend, spottend sprechen könne? Und wenn wir jezt in unsrer Mitte von jemandem sagten: er ist ein Gläubiger, ein Frommer, oder auch nur, er sey ein sehr fleißiger Kirchengänger, würden wohl Alle wissen, was sie dabei zu denken haben? ob dieß ein Lob oder ein versteckter Tadel seyn solle? Würde nicht — ach dahin ist es schon gekommen! — würde nicht der also Bezeichnete sich darüber, als über eine grobe Beleidigung, bitter beschweren? Man braucht auf dem eingeschlagenen Wege nur noch einige Zeit fortzugehen, und man wird in wenig Jahren behaupten müssen: die Frömmigkeit sey bei uns in Verruf gekommen. Oder muß man das jezt schon sagen? —

Nun mag aber der Eheliebende nicht als Heuchler oder Frömmler gelten. Man wird ihn sehr bald so nennen, wenn er sich wirklich fromm zeigt, weil eben ein arger Mißbrauch mit diesem Namen getrieben wird. Der Frömmler heißt fromm, und der Fromme muß es sich oft gefallen lassen, als Frömmler zu gelten. Ist darum die Furcht, in den Ruf eines Frömmers zu kommen, nicht in unserer Zeit wirklich sehr groß, und die Gefahr wirklich vorhanden? Wer regelmäßig Sonntags die Kirche besucht, und es ausspricht: er glaube seiner Pflicht nicht genügt zu haben, wenn er einmal aus Bequemlichkeit, oder eines Vergnügens wegen den Gottesdienst versäumt; wer auf die alte Sitte unsrer Vorfahren verweist, welche hierin sehr gewissenhaft waren, den sieht man schon etwas mißtrauisch an, und fragt sich still: sollte der etwa auch zu den Frömmern gehören? Wer es nicht zugeben will, daß der Abendmahlsgeuß jetzt weit feltner seyn müsse, als sonst, wer, wie unsere Vorfahren, jährlich mehrmals, und vielleicht zu unbestimmten Zeiten vor dem Altar sich einfindet, weil das Bedürfniß ihn treibe, dieß zu thun, der wird ebenfalls leicht mit den Frömmern in eine Classe geworfen. Wer mit Wärme dafür spricht, daß man auch äußerlich Gott die Ehre geben, daß man durch Geseze jeder Entweihung des Sonntages, jeder Entheiligung der Kirche entgegenarbeiten, daß man die lobenswerthen Einrichtungen einer frühern Zeit nicht in Vergessenheit kommen lassen möge; wer davon spricht, der Obrigkeit müsse man Folge leisten um Gottes, nicht bloß der menschlichen Ordnung willen; in den Schulen müsse die Jugend frühzeitig und vorzugsweise

zu Gott hingeleitet werden; wer an manchen Vergnügungen nicht Theil nehmen will, weil er dieß mit dem feinem Gefühle, mit seinem religiösen Sinne nicht zu vereinigen wisse; wer den Tag, an welchem er das Abendmahl genossen, auf mancherlei Weise auch äußerlich auszeichnet, und bekennet, er werde es gern sehen, wenn auch Andere dieß thäten: Freunde, werdet ihr euch da jederzeit enthalten, diesen schon einen Frömmeler, einen Heuchler zu nennen, oder wollt ihr mit einer spottenden, den Wortsinn eurer Reden läge strafenden Miene ihn einen Frommen, einen Gläubigen nennen? Ach es ist nicht zu leugnen, sehr leicht kann der Vorwurf uns treffen, daß wir der Frömmerei ergeben seyen, sehr leicht ist dieß möglich in einer Zeit, wo man mit diesem Namen so überaus freigebig ist, wo man Alles, was nicht ganz nach dem Sinne der Gott und dem Heiligen entfremdeten Welt sich richtet, in eine große Classe verweist, ohne sich darüber ein Gewissen zu machen, ob man Recht oder Unrecht daran hat. Man vergißt, das Wesen der Frömmerei bestehe darin, daß eben nur auf das Außere ein übergroßes Gewicht gelegt wird, daß der Frömmeler überall darauf ausgehe, bei seinen Andachtsübungen bemerkt und beobachtet zu werden, und stellt ihm gar zu leicht denjenigen gleich, welcher seinen Gang still fortsetzt, ohne Andere in ihrem Leben und Treiben zu stören.

Wie leicht erklärbar und verzeihlich aber auch die Furcht seyn mag, als Frömmeler bezeichnet, ja verschrien zu werden, so darf uns diese Furcht doch nicht abhalten, unsrer Ueberzeugung gemäß überall zu handeln. Hier, Freunde, legt euch die Frage einmal

selbst recht ernst vor: ob ihr nicht manchmal glaubt, die Frömmigkeit selbst fliehen zu müssen, um nur den falschen Schein nicht zu haben! Ach, und das wäre doch in der That sehr traurig! Ich will euch auf einzelne Punkte hinweisen. Unsere Vorfahren setzten sich nie zu Tische, ohne vorher gebetet zu haben; sie standen nicht leicht wieder gesättigt auf, ohne ein Dankgebet zu sprechen. Ich will nicht fragen, in wie vielen, oder richtiger in wie wenig Familien sich diese lobenswerthe Sitte erhalten hat. Vielleicht war sie schon in eurem elterlichen Hause nicht mehr zu finden, und ihr thut nur, was ihr immer gesehn habt, wenn ihr nicht mehr betet. Aber ist nicht Manchem von euch schon ein Zweifel gekommen, ob ihr daran recht thut? Habt ihr nicht schon bei euch gedacht: Alle gute Gabe kommt von oben herab von dem Vater des Lichtes, auch Speise und Trank sind sein Geschenk? Wenn wir aber beschenkt werden, und zwar so reichlich und täglich, so sollte man doch danken, damit die Erinnerung nie wegfalle, daß Gott es ist, der unser täglich Brod uns giebt. Ja das Tischgebet hat einen höhern Sinn, wenn es auch oft sehr gedankenlos gesprochen wird. Ist denn nicht Mancher von euch schon auf den Gedanken gekommen, er wolle diese fromme Sitte wieder einführen? Aber freilich die Schaam, die falsche Schaam hält ihn davon zurück. Was werden denn die Leute sagen, heißt es, wenn ich dieß thue! Man hält mich wohl gar für einen Frömmeler, namentlich jezt, wo man mit diesem Namen so überaus freigebig ist. Ihr unterlaßt das Gute, das, was eurer inneren Uezeugung nach lob verdient, und zwar nur aus Furcht,

als Frömmelr verschrieen zu werden. — Euer inneres Gefühl sagt euch: der Communiontag müsse geheiligt werden durch Vertheilung von Almosen an die Bedürftigen, durch stilles, frommes Nachdenken oder durch ein ernstes Gespräch mit einem Freunde, zu dem ihr Vertrauen habt. Ihr findet es selbst nicht passend, daß ihr von dem Tische des Herrn unmittelbar zu eurer Arbeit wieder übergeht, wo die heiligen Eindrücke, die frommen Gefühle sehr bald wieder verschwinden; euer feineres Gefühl sträubt sich dagegen, an einem solchen Tage öffentliche Orte und rauschende Vergnügungen zu besuchen. Aber tragt ihr nicht theilweise Bedenken, der Stimme des Gewissens zu folgen, weil ihr fürchtet, es könne dieß leicht gemißdeutet und für bloßen Schein, für Frömmelr ausgelegt werden? Ihr glaubt, das fliehen zu müssen, was die innere Stimme empfiehlt, und zwar, um nur den falschen Schein nicht zu haben. — Es ist eine alte Unart, gegen welche die Denkenden zu jeder Zeit gesprochen haben, daß an vielen Orten der letzte Abend des scheidenden Jahres in lustiger Gesellschaft, unter Tanz und Spiel hingbracht, und das neue Jahr mit einem wilden Jubel begrüßt wird. Wer aber die Bedeutung des menschlichen Lebens kennt, wird der nicht lieber daheim seyn in seinem stillen Hause, um unter dem lebendigen Bewußtseyn der göttlichen Nähe zu ernstern Betrachtungen sich zu sammeln? findet er nichts in seinem Leben, was ihm das heilige Walten Gottes zeigt? empfindet er keinen Dank gegen den Allgütigen? keine Reue beim Rückblicke auf ein zum Theil, vielleicht ganz verlornes Jahr? erhebt er sich nicht zu frommen Entschliefungen für die Folgezeit? Aber die

Einladung kommt, die Einladung zu dem geselligen Feste, und er geht — vielleicht sogar ungern, aber er folgt, damit die Welt nicht glauben solle, er wolle fromm seyn. Ach, das ist traurig, Freunde! das ist eine unwürdige, unmännliche Furcht. Scheut ihr wohl ebenso gewissenhaft jeden Schritt, wegen dessen man an eurer Frömmigkeit zweifeln möchte? Wie, der Verdacht, daß ihr unfromm seyd, der rührt euch nicht? aber der Verdacht, daß ihr fromm seyn könntet, ist für euch gar zu störend? Wollt ihr schweigen wo euer Gewissen euch zu sprechen gebietet, jubeln, wo ihr zu ernstern, frommen Betrachtungen aufgelegt seyd, genießen, wo euch die Entbehrung gar nicht schwer werden würde, der Welt euch völlig gleichstellen, wo die Stimme des Gewissens ruft: stellt euch nicht dieser Welt gleich, überhaupt die Regungen des bessern Sinnes in euch unterdrücken, damit nur nicht etwa der große Haufe, welcher eigentlich gar kein Urtheil hat, den Vorwurf gegen euch ausspreche, daß ihr euch ziert und verstellt, und fromm thun wollt? Nein, die Furcht, in den Ruf der Frömmerei zu kommen, darf nie so stark werden, daß wir uns dadurch abhalten ließen, unsrer Ueberzeugung gemäß zu handeln.

Wenn aber ein solcher Verdacht gegen euch ausgesprochen würde, daß ihr die Frömmerei liebt, so weist ihn nicht zurück, ohne recht ernst mit euch zu Rathe zu gehen, ob ihr wirklich fromm seyd. Denn das muß jeder wissen, ob und in welchem Grade er fromm ist. Viele sagen: wer kann wissen, ob man fromm ist; das Urtheil darüber kommt lediglich Gott zu, und auf seine Barmherzigkeit muß man sich verlassen; es ist leerer Stolz, und eitles Pharisäerwesen, wenn man

glaubt, man sey fromm. Man giebt sich den Schein der Demuth, um träge seyn, und im Unklaren bleiben zu können. Aber wenn das Endurtheil oder die Entscheidung darüber, ob wir fromm sind, allerdings keinem Menschen, sondern nur Gott zusteht, weil nur er ganz irrthumsfrei das übersieht, was in einem Menschen ist, so muß doch jeder sich selbst prüfen, ob er im Glauben steht, und sich fromm nennen darf. Wollen wir doch in irdischen Dingen gern Gewißheit haben; fragt doch jeder, was er von der Zukunft zu erwarten hat, ob sein Vermögen, sein Ansehn gesichert ist. Und es sollte uns gleich seyn können, ob wir vor Gott gerechtfertigt sind oder nicht? Hängt doch davon die beseligende Ueberzeugung ab, ob wir in Gottes Ordnung wandeln, auf Gottes Schuß rechnen, seiner Gnade uns getrösten können. Wer nicht weiß, ob er fromm ist, der wandelt im Dunkeln über den wichtigsten Gegenstand seines Lebens. Und wer Gewißheit darüber haben will, der kann sie erlangen. Paulus sagt: der Geist Gottes giebt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind. Und der Herr spricht: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Der Pharisäer war nicht fromm, denn er rechnete sich die Unterlassung grober Vergehungen als Tugenden an. Ich danke dir, Gott, hieß es, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher. Das Unterlassen des Bösen ist aber nur der erste Schritt zum Guten. Er legte ferner ein großes Gewicht auf einige äußere Werke, deren sittlicher Werth höchst zweifelhaft ist, so lange nicht die reine Gesinnung als Quelle, aus welcher sie hervorgegangen sind, nachgewiesen werden kann.

Daß er zweimal fastete in jeder Woche, und den Zehnten gab von Allem, was er hatte, wollen wir nicht bezweifeln, da er mit Bestimmtheit es behauptete, aber ein Verdienst an sich können wir darin nicht finden. Der Pharisäer war nicht fromm, denn er war lieblos gegen Andere. Sprach er nicht, indem er mit Verachtung auf den Zöllner hinblickte, welcher in bescheidener Demuth von fern stehen blieb, und sein Auge nicht zum Himmel aufzuheben wagte, sprach er nicht: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieser Zöllner! Und dieß sprach er in einem Gebete, in einem Gebete vor Gott! Hätte nicht eine richtigere Selbstschätzung ihn bald lehren sollen, daß eine solche Selbsterhebung auf Kosten Andrer etwas durchaus Verwerfliches sey? Wer stolz ist, der ist nicht fromm, wer lieblos Andere richtet, und schonungslos das Verdammungsurtheil über sie ausspricht, noch überdieß vielleicht nur, weil sie einem Stande angehören, in welchem sich viele leichtsinnige Menschen finden, der ist von der wahren Frömmigkeit weit entfernt. In wenig scharfen, bezeichnenden Zügen hat uns damit der Herr das Bild eines Frömmers oder Heuchlers entworfen. Der Heuchler liebt das, was in das Auge fällt, das Beten vor den Leuten, das Fasten, wenn Alle darum wissen, das Almosengeben an diejenigen, welche davon sprechen werden, das Auffallende in der Sprache, Kleidung, Miene, in der ganzen Lebensweise; und beruft sich gern darauf vor Menschen und vor Gott. Wer nicht so spricht, nicht so handelt, nicht so lebt, der wird als ein Ungläubiger bezeichnet, als ein Verpesteter, welchen man fliehen müsse. Aber, spricht die Schrift: wer bist du,

daß du einen fremden Knecht richtest! ein jeder steht und fällt seinem Herrn. — Bescheidenheit dagegen und Demuth ziemt dem Frommen, Bescheidenheit, welche gern und willig Anderer Verdienste anerkennt, und Alles wo möglich zum Besten wendet; Demuth, welche es gern eingesteht: wollte Gott strafen und Sünde zurechnen, so könnte kein Sterblicher vor ihm bestehen, Demuth, welche das Unzureichende des eignen Verdienstes vor Gott willig anerkennt. — Wäret ihr tugendstolz, Freunde, beriefet ihr euch vermessen vor der Welt auf eure Verdienste, benüthet ihr die Verweissung darauf gern dazu, um Andere gegen euch herabzusetzen, weil sie nicht gerade eben das und ebensoviel gethan oder erfahren haben, als ihr, dann, ja dann träfe euch der Vorwurf der Frömmelei nicht mit Unrecht. Will aber die Welt, weil ihr eurer Ueberzeugung folgt, euch durch den Vorwurf herabsetzen, daß ihr dies nur des Scheines wegen, nur in eitlen Pharisäersinne thut, dann kehrt den Blick nach innen, und fragt euch, wie es um euch steht. Der Geist Gottes wird Zeugniß geben eurem Geiste, so daß ihr ohne zu irren ein richtiges Urtheil über euch selbst fällen könnt, sey es auch, daß die Welt dieß Zeugniß nicht anerkennt. Mein Gewissen ist rein, das sey dann euer Trost, mein Gewissen ist rein, denn es ist meine feste und beste Ueberzeugung gewesen, welcher ich gefolgt bin. Zwar ein Verdienst nehme ich darum nicht in Anspruch, denn ich weiß, wenn wir Alles gethan haben, so müssen wir sprechen: wir sind nur unnütze Knechte, denn wir haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren. Aber den Willen nimmt Gott für die That, und

um des Gewissens willen ist Gott uns Sündern gnädig.

Prüfet euch selbst, ob ihr im Glauben steht, und ehe ihr sprecht: ich bin fromm und jener ist es nicht, fragt euch selbst: was ist denn eigentlich Frömmigkeit? Ist mein Frommseyn nicht vielleicht nur Schein, und steht nicht jener, welcher seiner Ueberzeugung innerlich folgt, hoch über mir? Du aber, Herr, der du uns erforschest und kennest, gieb du uns deinen Geist, daß er allem Irthum wehre. Lehre den frommen Sinn uns achten als des Menschen höchste Zierde, und laß in Liebe uns auch das fremde Verdienst anerkennen. Ja, mache unser Herz gewiß, damit wir wissen, ob wir im Glauben stehen. Amen.

Predigt am 12. Sonntage p. Trin. (Constitutionsfest) 1838.

Der du die Menschen geschaffen, daß sie neben einander leben sollen, blicke gnädig herab auch auf das Land, dessen Bürger wir sind. Das Ganze, wie das Einzelne nimm in deinen Schuß, und erfülle unser Herz mit warmer Liebe zum Vaterlande. Amen.

Ein wichtiges, vaterländisches Fest feiern wir heute, meine Theuern. Sieben Jahre sind verflossen, seitdem die neue Verfassungsurkunde, welche die Grundzüge enthält, nach denen alle Verhältnisse unseres Vaterlandes geordnet werden sollen, von unserm Fürstehause bestätigt, von den Vertretern des Volkes genehmigt worden ist. Zwar wird es vielleicht nur Wenige geben, welche der Früchte der neuen Verfassung bis jetzt recht eigentlich froh geworden sind, denn noch immer sind alle Behörden damit beschäftigt, die dort aufgestellten Grundsätze in das Leben einzuführen, und die Zahl derer ist nicht unbedeutend, welche bei den neuerlich stattgefundenen Veränderungen ziemlich große Opfer haben bringen müssen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir noch immer in der Uebergangs- und Entwicklungszeit leben, welche nothwendig mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden ist. Dagegen hoffen wir alle das Bessere, und wünschen, es möge

sich Alles zum wahren Wohle des Vaterlandes und seiner Bewohner entwickeln, denn unsre volle Liebe gehört dem Lande an, in welches unser Gott uns gesetzt hat.

Mit welchen Gefühlen mögen aber diejenigen den heutigen Tag begehen, welche sich eben jetzt rüsten, ihr Vaterland auf immer zu verlassen! welche dem Vaterlande nichts als Unglück prophezeihen, und in der Meinung, Gott einen Dienst damit zu erzeigen, zum Wanderstabe greifen! Sagt man von unserer Zeit, daß sie des Sonderbaren gar Vieles bietet, so gehört unstreitig dahin auch die Erscheinung, daß in verschiedenen Theilen des Landes bald Einzelne, bald ganze Familien die angestammte Liebe zum vaterländischen Leben und zum vaterländischen Volke völlig verleugnen, und lieber auf das Ungewisse hin einen neuen Wohnplatz in einem bis jetzt ihnen noch unbekanntem Welttheile suchen wollen. Etwas völlig Neues jedoch ist dieß allerdings nicht. Dergleichen Wanderungen haben immer stattgefunden, und zwar zu manchen Zeiten nach einem weit größeren Maasstabe. Die Geschichte berichtet uns ja ausführlich von der sogenannten Völkerwanderung. Nachdem schon kurz vor Christi Geburt einzelne, ziemlich zahlreiche Volksstämme ihr Vaterland im Norden unseres Welttheiles verlassen hatten, in der Absicht, mit dem Schwerdte in der Hand sich einen neuen bessern Wohnsitz zu erkämpfen, schien es im 3. und 4. Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung, als ob ein unwiderstehlicher Wandertrieb alle Völker im Osten und Norden Europas ergriffen habe. Nicht blos die rüstige Jugend, nicht blos die kampfsgewohnten Krieger machten sich auf, nein auch die hochbejahrten Greise, auch die Frauen, auch die Kinder schlos-

fen den fast unübersehbaren Zügen sich an. Hunderttausende überschwemmten mit einemmale die südlich gelegenen Länder, welche wegen des milderen Klimas, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens wohl den sinnlichen Menschen anlocken können. Jahrhunderte vergingen darüber, ehe die neuen Ankömmlinge, deren Zahl nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen berechnet werden muß, völlig wieder zur Ruhe kamen. Völker, welche sonst im Norden und Osten von Europa gewohnt hatten, hausten nunmehr im Süden und Westen unseres Welttheiles, und hatten die frühern Bewohner der eroberten Länder entweder verdrängt, oder sich unterworfen, oder, wiewohl in seltenen Fällen, sich mit ihnen vermischt. Noch immer ist's, trotz aller noch so gründlichen Forschungen, nicht eigentlich erklärt, worin der Grund lag, daß damals die Hälfte der Bewohner Europas sich, wie von einer Zaubermacht getrieben, aufmachte, um neue Wohnsitze sich zu suchen, und der Geschichtskenner weiß der großen Völkerwanderung jener Zeit etwas Gleiches nicht an die Seite zu setzen. Es dauerte lange, ehe die Völker zur Ruhe kamen, so wie die wildbewegte See eine Zeit lang auch dann noch hohe Wellen wirft, wenn der Sturm sich bereits gelegt hat. Nachdem aber die Ruhe einmal wieder eingetreten war, ist, in unserm Welttheile wenigstens, kein Beispiel vorgekommen, daß ein ganzes Volk seine Wohnsitze verlassen, und neue sich gesucht hätte. Dagegen ist's freilich jedem, der in der Geschichte nicht unbewandert ist, hinreichend bekannt, daß fortdauernd ein geheimer Zug die Bewohner der östlichen Länder weiter nach Westen zieht. Ein großer, ja vielleicht der

größte Theil der Bewohner von Amerika stammt aus Europa, und in der neuern Zeit hat die Zahl der Auswanderer sich auf eine sehr bemerkenswerthe Weise vergrößert. Jährlich wandern viele Tausende dahin aus. Darf es uns wundern, daß diese Auswanderungsfucht auch Einzelne, ja Viele in unserer Nähe ergreift, da der Fabeln viele im Munde des Volkes sind, als ob dort, jenseits des Meeres, Alles das zu finden sey, was in dem heimathlichen Lande oft mit Sehnsucht vermißt wird? Einen großen Eindruck aber in allen Kreisen der Gesellschaft hat die sicher verbürgte Nachricht gemacht, daß noch in diesem Jahre eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl unserer Mitbürger das Vaterland verlassen will, und die Urtheile, welche darüber gefällt werden, sind äußerst verschieden. Darum frommt es wohl, den richtigen Gesichtspunkt anzuweisen, aus welchem wir die Auswanderungen unserer Zeit zu betrachten haben &c.

Ps. 37, 3.

Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Dies Wort möchten wir allen denen zurufen, welche sich mit Auswanderungsplänen tragen. Im heimathlichen Lande sollen sie bleiben, wenn sie anders hier sich redlich nähren können. Doch dergleichen Vorstellungen werden ja wirklich Allen gemacht, wenn sie den Entschluß erklären, eine andere Heimath sich zu suchen, und doch beharren Manche bei dem einmal gefaßten Entschlusse. Laßt uns daher die gegenwärtige Stunde anwenden, um

den rechten Gesichtspunkt zu zeigen, aus welchem wir die Auswanderungen unserer Tage anzusehen haben.

Zuvörderst müssen wir die Auswanderungslustigen in gewisse Classen theilen; dann wird sich mit Leichtigkeit ergeben, wie wir uns bei diesen Auswanderungen um uns her zu verhalten haben.

Gewisse Classen müssen wir unter den Auswanderungslustigen unterscheiden, denn es wäre sehr falsch, wenn wir alle ohne Ausnahme gleich beurtheilen wollten. Sind doch die Beweggründe, welche sie leiten und bestimmen, sehr verschieden. Zuerst finden wir Einzelne, welche sich zu dem schweren Schritte, ihr Vaterland zu verlassen, deshalb entschließen, weil die höchsten Güter ihres Lebens hier gefährdet sind. So erging einst an Abraham der Befehl Gottes: Gehe aus deinem Vaterlande, und aus deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Rings umher wohnten Söldendiener, und Abrahams Glaube und seine Sittlichkeit, also die höchsten Güter seines Lebens, so wie die seiner nächsten Angehörigen wären gefährdet gewesen, hätte er seinen Wohnsitz nicht geändert. So zogen die Kinder Israel unter Moses aus Egypten, und suchten sich ein neues Vaterland, denn in Egypten wurden sie ihres Glaubens wegen verfolgt und verspottet, und grausame Gesetze waren gegeben worden, um das Volk nach und nach ganz zu vernichten. So wanderten die Eltern des Herrn selbst, kurz nach seiner Geburt, auf einige Zeit wenigstens, aus ihrem Vaterlande aus, weil sie Kunde davon erhalten hatten, daß Herodes darauf ausgehe, das Kind zu tödten. Ist das Leben und das Bestehen, oder ist sonst eines der höchsten Güter des Lebens wahrhaft gefährdet, dann fordert es die Pflicht, sich weder durch den süßen Namen

des Vaterlandes, noch durch die Rücksicht auf die gewohnte Bequemlichkeit, noch durch sonst etwas abhalten zu lassen. Wo ich nicht mit Ehren leben, wo ich nicht redlich mich nähren kann, da darf ich nicht bleiben; da darf, da soll ich den Wanderstab ergreifen, und eine neue Heimath mir suchen. So wanderten noch im vorigen Jahre erst eine namhafte Zahl evangelischer Christen aus dem benachbarten Kaiserstaate aus, und suchten ein neues Vaterland, wo sie frei ihren Glauben bekennen durften. Gern, sehr gern wären sie daheim geblieben, wenn ihnen nur gestattet gewesen wäre, ihren Glauben zu üben und ihrem Glauben gemäß zu leben. Aber von Seiten der katholischen Kirche, welche, wo sie das Uebergewicht hat, niemals ihren unduldsamen Sinn gegen Andersglaubende ändert, wurden ihnen auch die allerbilligsten Wünsche mit einer fast ungläublichen Härte abgeschlagen. Man strafte jeden, welcher die Bibel in der Landessprache las, man duldete es nicht, daß sie Gott nach ihrer Weise verehren sollten, man segnete unter ihnen keine Ehe mehr ein, man entriß ihnen die neugeborenen Kinder, um sie in den Grundsätzen der katholischen Kirche zu unterrichten, man versagte den Verstorbenen noch ein ehrliches Begräbniß, und beschimpfte sie auf alle nur erdenkliche Weise noch im Tode. Wo die Bedrückungen bis zu diesem Grade gestiegen sind, da ist es unbedingte Pflicht, um die höhern Güter des Lebens zu wahren, das Vaterland, wenn auch mit schwerem, blutenden Herzen zu verlassen.

Doch, Gott sey Dank! nur selten tritt der Fall ein, wo es Pflicht wird, das Vaterland mit einem

andern zu vertauschen, nur Wenige im Ganzen werden, wenn sie die Verhältnisse richtig würdigen, diesen Beweggrund vorschützen können. Weit zahlreicher ist die Classe derer, welche ihr Glück im Auslande versuchen wollen. An sich ist dieß etwas völlig Erlaubtes, vorausgesetzt, daß das Vaterland sie nicht braucht. Das Vaterland braucht mich, wenn nur ich ihm Dienste leisten kann, welche ein Anderer ihm zu leisten nicht vermag. Ihr sehet leicht, Freunde, daß die Zahl derer nicht bedeutend ist, welche als unentbehrlich angesehen werden müssen. Verließe ich mein Vaterland, so würde sehr bald ein Anderer in meine Stelle eintreten, welcher eben so treu und eben so willig arbeitete, wie ich. Will ich offen gegen mich seyn, so läßt sich nicht leugnen: ich brauche wohl das Vaterland, aber ich bin dem Vaterlande nicht etwa unentbehrlich. Wüßte ich nun mit Zuversicht, daß ich anderwärts etwas Besseres finden werde, einen Wirkungskreis, der meinen Wünschen noch angemessener wäre, gesellige Verhältnisse, welche auf mein äußeres und inneres Leben noch wohlthätiger wirken: so könnte mir wegen meines Wegganges niemand den Vorwurf einer verletzten Pflicht machen. Dabei freilich ist gar Vieles noch zu bedenken. Nicht allein das Vaterland im Ganzen, sondern auch Einzelne müssen nicht vorzugsweise an mich gewiesen seyn; ich muß nicht bloß die ohngefähre Vermuthung, sondern eine gewisse sichere Bürgschaft dafür haben, daß ich selbst anderwärts vollen Ersatz für das finden werde, was ich aufgebe; ich muß recht reiflich auch mit mir zu Rathe gehen, ob denn ich, so wie ich bin, auch in die Verhältnisse passe, wie sie in dem

fremden Lande vorliegen. In diesem Sinne und Geiste wandern denn alljährlich nicht Wenige aus ihrem Vaterlande, Jünglinge, welche noch keinen recht festen Fuß im Vaterlande gefaßt, welche hier noch keine bestimmte Verpflichtung gegen Andere eingegangen haben. Niemand kann im Allgemeinen sagen, daß sie damit etwas Unrechtes thun, nur ihr Gewissen kann darüber entscheiden, ob die Beweggründe, welche sie leiten, recht sind oder nicht.

In eine ganz andere Classe aber gehören diejenigen, welche ihr Vaterland verlassen mit Vernachlässigung höherer Pflichten, oder welche dieß thun mit Haß und Verwünschungen gegen ihr Vaterland. Dahin gehören die Trägen und Arbeitscheuen, welche nichts davon wissen wollen, daß der Mensch sein Brod essen solle im Schweiß seines Angesichtes. Wollten sie arbeiten, so würden sie ihr Brod unfehlbar auch im Vaterlande finden können. Aber sie wollen genießen, ohne zu arbeiten, und meinen, ihr Brod mit Leichtigkeit in den Ländern finden zu können, welche im Ganzen nur wenig erst angebaut sind. Ach, sie täuschen sich fast Alle, denn ihre Arbeitscheu, ihre hohen Ansprüche nehmen sie mit hinüber in das ferne Land, und der Faule ist nirgends gern gesehen, und leidet überall Mangel. In diese Classe gehören die Unzufriedenen, welche mit allen ihren Umgebungen in Zank und Streit leben. Wollten sie friedlich seyn, so würden sie überall Freunde haben, wollten sie in Anderer billige Wünsche sich fügen, so würde man überall sie gern sehen. Aber sie haben gebrochen mit allen Bekannten, und wählen sich nun, fast verzweifelt, ein neues Vaterland in der Hoffnung, daß sie

dort ihren Launen freien Lauf werden lassen dürfen. Aber gleiche Ursachen, gleicher Erfolg. Hier waren sie verhaßt, es wird ihnen anderwärts nicht anders gehen. Sie wollen nicht an sich arbeiten, darum verlassen sie ihr Vaterland. — In diese Classe gehören die Schwärmer, welche von einer unbedingten Freiheit träumen, welche von Obrigkeit und Gesetz nichts hören wollen. Da hören sie von dem freien Amerika, und ihr hoffendes Auge richtet sich dahin. Manche sind ausgewandert, weil sie in die bestehende Ordnung sich nicht fügen wollten, und haben statt wahrer Freiheit ein bloßes Schattenbild davon gefunden, denn nicht Freiheit, sondern Willkühr herrscht nicht selten dort. Darum sind viele wiedergekehrt mit gebrochenem Herzen, und haben verlegen und beschämt gestanden, in einem wohlgeordneten Staate lebe es sich doch besser, als in einem Lande, wo es sehr schwer sey, Recht und Gerechtigkeit zu finden. — In diese Classe gehören diejenigen, welche in ihrem Vaterlande sich mit Schande bedeckt haben, und nun ein Land aussuchen, wo niemand sie kennt. Wäre es völliger Ernst, daß sie ein neues, gesittetes Leben beginnen wollten, so würde die Achtung auch im Vaterlande nicht ausbleiben. Aber sie möchten auf eine äußerst bequeme Weise dahin gelangen, daß von ihren Vergehungen nicht mehr die Rede wäre, und die Besserung kostet ja Mühe. — In diese Classe müssen wir alle diejenigen setzen, welche, den bloßen Eingebungen ihrer Willkühr folgend, die Verhältnisse nicht achten, unter denen sie leben. Was sollen wir von dem Gatten und Vater sagen, der sein Vaterland und mit ihm seine Gattin und seine Kinder verlassen will? Hier

liegt eine unbedingte Verpflichtung vor, hier kann die Auswanderung ohne grobe Sünde nicht erfolgen. Wie will der Sohn und die Tochter sich entschuldigen, wenn sie den bestimmt ausgesprochenen Willen der Eltern nicht beachten? wenn sie die vielleicht hochbejahrten Eltern der Noth preisgeben und die Pflege Andern, Fremden überlassen wollen? Hier ist die Auswanderung Frevel. — Was sollen wir von denen sagen, welche mit Haß und Verwünschungen gegen ihr Vaterland scheiden, welche nur Unglück in der nächsten und fernen Zukunft prophezeihen, und den Wunsch, wenn auch nicht offen aussprechen, doch bestimmt zu hegen scheinen, der wahre Glaube möge aus dem Lande weichen, Pest und Uebel aller Art mögen nach ihrem Weggange über das unglückliche Land kommen? Dürfen solche Menschen sagen: der Herr habe sie gerufen? dürfen sie behaupten: sie und nur sie haben den wahren Glauben? Man begreift in der That nicht, wie Menschen so weit sich verirren können.

In eine der genannten Classen nun gehört jeder, welcher den Entschluß faßt, auszuwandern. Sollte wider Erwarten auch in unserm jetzigen Kreise ein solcher sich finden, so gehe er in sich, um sich erst recht bestimmt Antwort auf die Frage zu geben: was treibt mich fort? kann ich, was ich vorhabe, auch ohne Sünde thun? Und solltet ihr, Fr., Gelegenheit haben, mit Einzelnen zu sprechen, welche sich jetzt zum Aufbruche rüsten, so veranlaßt sie zu einer ruhigen Würdigung ihrer Beweggründe, damit sie nicht, während sie offen Sünde thun, in ihrem schwärmerischen Dünkel sich noch für Märtyrer halten,

damit sie nicht den Fluch der Eltern und Gatten, den Fluch des Vaterlandes auf sich laden. Vielleicht daß durch solche ruhige Vorstellungen noch ein Unglücklicher jezt vor der Begehung einer Sünde, später vor bitterer Reue bewahrt werden kann.

Wie aber verhalten wir uns denn als Christen bei den Auswanderungen unserer Zeit? Zuvörderst wollen wir den Auswandreru selbst unsre Theilnahme nicht versagen. Es sind ja unsre Brüder, und sie bleiben es, wenn sie sich auch von uns wenden wollen. Haben sie doch längre Zeit mit uns unter uns gelebt in einem Lande, unter gleichen Gesezen und gleichen Verhältnissen. Sehen wir doch fast jederzeit denjenigen, welcher eine größere Reise antreten will, auch selbst in dem Falle, daß er sich fest vorgenommen hat, mit Gottes Hilfe nach einiger Zeit wieder zurückzukehren, mit besonders theilnehmenden Augen an. Auch wäre es ja Unrecht, wenn wir Gleiches mit Gleichem vergelten wollten. Es mag wahr seyn, sie, die Auswandrer unsrer Gegend, sprechen von uns nur mit Veringschätzung, ja vielleicht sogar mit Haß, denn sie können es uns nicht vergeben, daß wir auf ihre besangnen Ansichten nicht eingehen wollen; es mag wahr seyn, daß Manche von ihnen, gewiß nicht Alle, den Wunsch hegen, nach ihrem Weggange möge Krieg und Pest und Blutvergießen über ihr jeziges Vaterland kommen. Wollen wir nun Haß mit Haß vergelten? und vielleicht auch den Wunsch hegen, daß sie dem Verderben entgegen gehen? Nein, wir tadeln an ihnen ihre Bitterkeit, ihren Haß. Wie sollten wir dasselbe thun! Jeder Ruhige unter uns wird in ihnen Irrende,

Verblendete, wohl auch Verführte sehen. Die Einen handeln mit klarem Bewußtseyn, die Meisten leben jetzt in einer Art von Betäubung, und wissen kaum, was sie thun. Möge, wenn sie aus ihrer Betäubung erwachen, das Erwachen nicht allzu schmerzlich seyn, wenn sie sehen, daß sie das Bessere mit dem weniger Angenehmen vertauschten, daß sie aus einem wohlgeordneten, gebildeten Staate, wo sie gern gesehen waren, schieden, und unter eine Bevölkerung eintraten, welche sie mit Mißtrauen, ja vielleicht sogar mit offen ausgesprochenem Unwillen ansieht, wenn sie sich nun sagen müssen, daß sie mit Verletzung höherer Pflichten ihrem Eigensinn, oder der verführerischen Stimme einzelner Eigennütziger gefolgt sind. Möge dann ihr Erwachen nicht allzu schmerzlich seyn! Der Herr aber, welcher allein Macht hat, die Menschen an allen Orten der Erde zu schützen, er wolle sein Auge offen stehen lassen auch über sie, unsere irrenden und verblendeten Brüder, wolle die Gefahren der langen Reise entfernen, und die Schritte der Wanderer lenken auf den Weg des Friedens. Das wünschen wir als Christen, welche durch ein unglückliches Mißverständniß die Gesinnungen der Liebe und des Wohlwollens nicht sogleich in sich austilgen lassen.

Auf der andern Seite brauchen wir uns der Befürchtung nicht hinzugeben, als ob die Zahl der Auswanderer gar zu hoch anwachsen könne, denn immer sind es nur Einzelne, welche sich zu diesem schweren Schritte entschließen, weil Gott die Heimaths-Liebe jedem Menschen tief eingeprägt hat. Das ist eine weise Veranstaltung des Allgütigen, daß jedem

Menschen das Land und das Volk gefällt, dem er durch seine Geburt angehört. Fraget euch nur selbst, m. Th., ob ihr nicht mit allen euren Ansichten, euren Wünschen in eurem Vaterlande festgewurzelt seyd. Man kann euch Wohlstand und Ehre und Macht anbieten, aber fern von der Heimath, und es lockt euch nicht. Man mag euch von herrlichen Ländern erzählen, wo ein freundlicherer Himmel lacht, wo der Boden weit fruchtbarer, und die Lebensgenüsse weit reicher sind, als hier; — vorübergehend vielleicht wünscht ihr, dort zu leben, und all das Herrliche einmal zu schauen, aber die warme Liebe gehört doch eigentlich nur dem vaterländischen Boden und dem vaterländischen Volke. Hoch oben im Norden, wo die unwirthliche Natur dem Menschen nur äußerst wenig bietet, wo der Mensch nur im sauren Kampfe die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens erschwingen kann, wo vor dem starren Froste fast alles Leben erstirbt, da leben dennoch Menschen, und befinden sich wohl, und rühmen die Trefflichkeit ihrer Heimath. Man hat Einzelne von ihnen in einen milderen Himmelsstrich versetzt, und ihnen tausend vorher ganz unbekante Genüsse geboten. Eine Zeit lang staunten sie alles das Neue an, und lebten gleichsam im Taumel. Dann aber erwachte die Liebe nach ihrer Heimath wieder, und sie verließen die lachenden Fluren mit allen ihren Genüssen wieder, um in ihre unwirthlichen, rauhen Gebirgsgegenden zurückzukehren. Im fernen Süden, wo die Strahlen der Sonne senkrecht auf die Erde fallen, und Alles versengen, wo bei jedem Fusstritte reißende und giftige Thiere das Leben des Menschen bedrohen, da leben Menschen, und

befinden sich wohl. Erzählt ihnen von der größeren Freundlichkeit und Fruchtbarkeit anderer Länder, schildert ihnen die größere Sicherheit vor den Gefahren, welche ihr Leben bedrohen, und ladet sie ein, euch zu begleiten, und sie werden bedenklich das Haupt schütteln, und sprechen: dort, in eurem Vaterlande mag es ebenso gut, ja schöner seyn, wir aber fühlen uns nur wohl in dem Lande, wo wir geboren sind. Ein mächtiger, unwiderstehlicher Trieb kettet die Menschen an das Vaterland, und immer gilt es als seltne Ausnahme, wenn Einzelne diesen Zug des Herzens verachten. Wäre dem nicht so, wäre dem Menschen sein Vaterland gleichgültig, wohin würde das führen! Dann würden die Bewohner der rauheren Länder sich unbesorgt aufmachen, und den Landstrich zum Wohnsitz wählen, welcher von der Natur am reichsten ausgestattet ist, dann würde in den gesegneten Ländern ein ewiger Krieg herrschen, weil immer Einer dem Andern seine Besitzungen zu entreißen trachtete. Aber die ewige Weisheit sahe weiter, goß über jedes Land einen eignen Zauber aus, und pflanzte tief in jedes Menschen Brust die Vaterlandsliebe. Darum sind es immer nur Einzelne, welche entweder von der Noth getrieben, oder um ihr Glück zu versuchen, oder in der Verblendung des Herzens sich entschließen, ihr Vaterland zu verlassen.

Erkennt aber auch, Fr., die hohe Weisheit Gottes darin, daß er durch solche Auswanderungen für die noch ziemlich unbewohnten Länder sorgt, und ihnen allmählig einen höhern Grad von Bildung zuführt. Allmählig nur wird die Erde bevölkert, und noch giebt

es der mächtigen, weit ausgebreiteten Strecken manche, welche entweder noch gar nicht, oder doch nur sehr spärlich bevölkert sind. Da machen sich Einzelne auf, und erbauen, vielleicht mitten in der Wildniß, sich eine unscheinbare Hütte. Die Noth treibt sie, das Land zu bebauen, und ringsumher werden die Wälder gelichtet, die Sümpfe getrocknet; die Wüsten werden allmählig in lachende Fluren, in gränende Wiesen verwandelt. Der Sohn bauet neben dem Vater und dem Bruder sich an, und immer weiter gewinnt das Land ein freundliches Ansehn durch menschliche Thätigkeit. Es war dem Einzelnen vielleicht darum zu thun, aus der Menschengesellschaft auszuschneiden, darum wählte er einen einsamen, schwer zugänglichen Landstrich. Aber sein Menschenhaß oder seine Menschenscheu mindert sich mit jedem Tage, und bald freut er sich, wenn seine Hütte nicht mehr einsam dasteht, wenn er als der Begründer eines neuen Dorfes, einer neuen Ansiedlung sich betrachten darf. So wird menschliche Bildung nach allen Theilen der Welt hin verbreitet, und der neue Ankömmling bringt aus seinem alten Vaterlande Kenntnisse mancher Art mit, welche von den rohen Wilden, neben denen er sich niederläßt, willig und gern angenommen werden. So hat in einem Zeitraume von ohngefähr 300 Jahren die neue Welt ein ganz anderes Ansehn gewonnen, europäische Kenntnisse und europäische Sitten sind dort heimisch und herrschend geworden. Ohne wohl durchdachten Plan zogen bald Einzelne, bald Viele dorthin, aber die höhere Weisheit Gottes waltete über die Einzelnen, und wußte Alles zum Besten zu lenken, denn der

Mensch denkt, Gott aber lenkt. Wer mag es vorher sagen, ob nicht auch die Auswanderungen unserer Tage, wenn auch ein höherer, edlerer Beweggrund die Einzelnen nicht leitet, im Laufe der Zeit viel Gutes bewirken werden! Evangelische Christen wandern aus, und nehmen die Bibel und manches andere nützliche Buch mit. So werden vielleicht in fernen Landen neue evangelische Gemeinden begründet. Die jetzigen Auswanderer sterben und mit ihnen verschwinden ihre finstern, befangnen Ansichten. An die Stelle der Väter treten die Kinder, welche das Land, in welchem sie dann leben, schon als ihr Vaterland ansehen, und welche von den religiösen Verirrungen ihrer Väter sich frei zu machen verstanden. Die Willkühr der Menschen scheint zu herrschen, aber der Allweise im Himmel weiß Alles zum erwünschten Ziel zu führen.

Das, Fr., das ist der christliche Gesichtspunkt, aus welchem wir die Auswanderungssucht unsrer Zeit zu betrachten haben. Auf den Standpunkt der Religion und des Glaubens müssen wir uns stellen, um ein richtiges Urtheil zu fällen über das Treiben und Drängen der Menschen. Dann machen uns einzelne Erscheinungen nicht irre in unsrer Ruhe, in unsern Ansichten. Indem wir aber die Größe dessen erwägen, was die Auswanderer aufgeben, wollen wir recht dankbar das Glück anerkennen, welches wir nur unserem Vaterlande verdanken. Dank dir denn, Allgütiger, daß du in ein gutes, wohlgeordnetes Land uns geschickt hast. Sey ferner mit uns, wie du gewesen bist mit unsern Vätern. Ja, Allgütiger und Allweiser,



der du die Menschen geschaffen hast, daß sie neben einander leben sollen, blicke freundlich herab auf das Land und das Volk, dessen Bürger wir sind. Das Ganze, wie das Einzelne nimm in deinen mächtigen Schuß, und erfülle uns alle mit warmer Liebe zum Vaterlande. Amen.

**Nede bei der Einführung des Pastor
Vicarius Schiefer in Lunzenau am 18.
Sonntage p. Trinit. 1838.**

Eine ganz eigenthümliche Stimmung ergreift uns, andächtige Freunde, wenn wir in ein Haus eintreten, welches bis vor Kurzem einer unsrer Freunde oder nahen Bekannten bewohnte, aus dem er aber für immer geschieden ist. Wir meinen überall noch die gewohnte Stimme zu vernehmen, und glauben in jedem Augenblicke sein Erscheinen, erwarten zu müssen. Mit einer gewissen Scheu nur wagen wir da von ihm zu sprechen, gleich als ob er unsichtbar zugegen sey. Dieses Gefühl habe ich jetzt, wo ich an einem Orte stehe, den euer bisheriger Seelsorger seit mehreren Jahren immer betrat, um zu euch zu sprechen. Er ist von euch gegangen, ohne daß wir glauben können, er werde je wieder hier gesehen werden. Zwar hat der Tod ihn nicht hinweg genommen, aber ein weiter Raum trennt ihn jetzt schon von uns, und nicht lange mehr, so wird das Weltmeer zwischen ihm und uns liegen. Ich nun soll heute den Mann euch vorstellen, welcher das von ihm aufgebene Amt in der nächsten Zeit unter euch verwalten will. Soll ich nun nicht von dem zu euch sprechen, was seit Wochen der Gegenstand den allgemeinen Unterhaltung abgegeben hat? soll ich es ganz

mit Stillschweigen übergehen, warum euer Seelsorger von euch geschieden ist? Mit strenger Wahrheitsliebe will ich mich darüber aussprechen, denn ich stehe hier an der Stelle, welche ohne seine Erlaubniß seit Jahren niemand betreten durfte; es ist mir, als ob ich ihn in jedem Augenblicke erwarten müßte. Ihr verlangt es alle, daß ich ein Urtheil abgebe über das, was jüngst unter euch geschehen ist, und ihr habt ein Recht darauf, daß ich es thue.

Recht bestimmt müssen wir hier unterscheiden zwischen Sache und Person. Wenn wir die Ansicht, das Verfahren nicht billigen, so wollen wir doch gerecht gegen die Person seyn. Ja ich billige es nicht, daß in den letzten Jahren durch die Vorträge, welche hier gehalten worden sind, ein Geist der Zwietracht hervorgerufen ward, den niemand anders als beklagenswerth nennen kann. Ich billige es nicht, daß durch das allzustrenge Festhalten an dem Buchstaben der heiligen Schrift der Geist des Christenthums verdunkelt wurde, daß der Glaube, welcher den Menschen beseligen und erheben soll, fast nur dazu führte, die Seelen niederzudrücken, daß selten von dem gütigen Gotte, sondern fast immer von dem Zorne, dem Grimme Gottes gesprochen ward, welcher kein Erbarmen kenne. Ich billige es nicht, daß Einzelne dem stolzen Wahne sich hingaben, als ob sie allein den wahren Glauben hätten, und eben deshalb Alle, welche nicht völlig ihres Sinnes waren, neben sich verachteten, und sie, als Kinder des Unglaubens, von der Vaterliebe Gottes ausgeschlossen wissen wollten. Ich mag den Schritt nicht gut heißen, den Einzelne aus eurer Mitte gethan haben, den schweren

Schritt, ihr Vaterland, ihre Verwandten, ihre Freunde zu verlassen, um sich jenseits des Weltmeeres anzusiedeln; noch weniger aber, wenn sie es als ein Zeichen der Rechtgläubigkeit aufstellten, wenn sie behaupteten, die evangelische Kirche sey in unserm Vaterlande bedroht, ja man gehe absichtlich darauf aus, die Lehre Luthers, die Lehre des Evangeliums zu verdrängen. Dem Himmel sey Dank! dieß haben wir nicht zu befürchten, und unsere hohen Behörden wissen das Glück recht wohl zu würdigen, daß sie und wir evangelische Christen sind. Es waren das ungegründete Beschuldigungen, falsche Ansichten, irri- ge Behauptungen. Darum billigen wir sie nicht. Aber laßt uns auch gerecht seyn, und das Gute dankbar anerkennen. Nach Allem, was ich weiß, war euer Seelsorger ein höchst achtungswerther Mann, dem es mit seinem Glauben Ernst war. Wer ihn persönlich etwas näher kannte, gewiß er hat ihn auch geachtet. Treu war er und fleißig in seinem Amte, und nie hat er sich eine Vernachlässigung seiner Amtspflichten zu Schulden kommen lassen. Unermüdet war er thätig für das, was ihm als Recht und Wahrheit galt. Wenn er Unrecht hatte, so entsprang dieß aus falschen Ansichten, nicht aus einem verderbten Herzen, und wenn er auch nicht selten hart urtheilte, so war sein Wesen doch nicht menschenfeindlich. Darum beklagen wir die irri- ge Richtung, welche ihm vielleicht von Andern aufgedrungen worden war, erkennen es aber an: er war ein guter Mensch, ein fleißiger Seelsorger. So ist er mir erschienen, so oft ich ihn gesehen, und darum habe ich seiner mit einem ganz eigenen Gefühl von herzlicher Theilnahme und innigen

Bebauern stets gedacht. Die entschiedene Mehrzahl von euch — ja das glaube ich — stimmt mir hierin bei. Streng wollen wir die Sache von der Person zu scheiden suchen. Darum gedenket seiner ferner ohne Haß und ohne Bitterkeit. Wenn sein Gewissen auch irrete, so ist er doch streng seinem Gewissen gefolgt. Und daß er endlich sein Amt aufgab, die ehrenvolle Stellung, welche ihm und seiner Familie das Bestehen sicherte, daß er aufs Ungewisse hin sein Vaterland verließ, weil er darin Gottes Willen zu sehen glaubte, — wer mag ihn darüber verurtheilen! Es liegt etwas Großes in diesem Opfer, das uns mit Achtung vor ihm und seiner Festigkeit erfüllt. Hätte er zu einer freieren Ansicht sich erheben, von der Engherzigkeit der Parthei, an welche er sich angeschlossen hatte, sich los machen können, es würden bei seinem redlichen Willen nur Wenige von uns ihm gleichen.

Ich habe mein Urtheil ausgesprochen, wie es sich mir bei ruhiger Ueberlegung aufgedrungen hat, ohne daß ich fürchte, der Wahrheit irgend wie zu nahe getreten zu seyn. Mir ist's darum zu thun, den rechten Gesichtspunkt euch zu zeigen, aus welchem ihr das Vorgefallene zu betrachten habt.

Die Stelle nun ist leer, welche er, euer bisheriger Seelsorger, einnahm. Unsere hohe Behörde hat jedoch bereits Anstalten getroffen, um die so entstandene Lücke wieder auszufüllen. In freundlicher Fürsorge für euer kirchliches und religiöses Leben hat man beschlossen, daß bis zu der Zeit, wo ein neuer Seelsorger für längere Zeit dauernd eintreten wird, ein Anderer einstweilen die kirchlichen Geschäfte in eurer

Gemeinde leiten solle, und hat damit einen Beweis gegeben, daß man auch das Wohl einer einzelnen Gemeinde hoch anschlage. Im Auftrage der hohen Behörde nun stelle ich den Mann, der so eben zu euch gesprochen hat, als euern einstweiligen Pfarrer euch vor, und richte an euch, ihr Abgeordneten der hiesigen Kirchengemeinde, die Frage, ob ihr gegen den gegenwärtigen Herrn Carl Wilhelm Schiefer, der als Vicarius unter euch eintreten soll, und zwar gegen dessen Person, Lehre, Leben und Wandel etwas Erhebliches einzuwenden habt?

Lebenslauf. —

Nun noch einige Worte an Sie, geehrter Freund und Amtsbruder, der Sie, wenn auch nur auf kürzere Zeit und gewissermaßen nur stellvertretend, in der hiesigen Gemeinde wirken sollen, und an euch alle, andächtige Freunde. Es ist ein ganz eigenes Zusammentreffen, daß für den Tag wo ein neuer Lehrer unter euch erschienen ist, vor Jahren schon der Text bestimmt war, den ihr vorhin vernommen habt. Und wenn aus dem ganzen weiten Umfange der heiligen Schrift ein Abschnitt hätte gewählt werden sollen, in welchem auf die Veranlassung zu dem Eintritte eures neuen Seelsorgers Rücksicht genommen wäre, es würde sich kaum einer finden, welcher auf den ersten Blick sogleich als noch passender erschiene. Ich ermahne euch, lieben Brüder, spricht hier der Apostel Paulus in seinem Sendschreiben an die Gemeinde zu Corinth, daß ihr allzumal einerlei Rede führt, und laßet nicht Spaltungen unter euch seyn, sondern haltet fest an einander, in einem Sinne, und in einerlei Meinung. Denn mir ist vorgekommen, lieben Brüder, von euch, daß

Zank unter euch sey. Ich sage aber davon, daß unter euch einer spricht: ich bin Paulisch; der andere: ich bin Apollisch; der dritte: ich bin Kephsich; der vierte: ich bin Christisch. Ueber Sachen des Glaubens und der Religion waren die Corinthen verschiedener Ansicht, und standen sich zum Theil ziemlich schroff gegenüber. Da muß jeder Wohlmeinende darauf hinarbeiten, dieses Partheiwesen zu verdrängen oder die Verschiedenheit der Ansichten wenigstens unschädlich zu machen. Daß Sie dies thun wollen, geehrter Freund, haben wir alle mit Wohlgefallen aus Ihrer Predigt ersehen, wo Sie den richtigen Standpunkt uns angaben, aus welchem die Spaltungen in der christlichen Kirche zu betrachten seyen. Ich will noch an das Wort eines alten berühmten Kirchenlehrers Augustinus erinnern, worin er kurz und treffend zeigt, was bei der Verschiedenheit religiöser Ansichten nöthig sey. Er spricht: in den wesentlichen Punkten herrsche Einheit; in den zweifelhaften walte Freiheit; bei Allem aber wirke die Liebe.

In den wesentlichen Punkten muß Einheit herrschen, das ist das erste Erforderniß. Fällt diese Einheit weg, so bildet die christliche Kirche nicht mehr ein Ganzes, so ist das innere Band zerrissen, welches die Bekenner desselben zusammenhält. An der Spitze steht der Glaube an einen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge. Wer es als gleichgültig bezeichnete, ob jemand an Gott glaube oder nicht, ob man sich nur ein göttliches Wesen oder der Götter viele denke, ob man diesen einen Gott als erhaben über Alles und in seinem ganzen Wesen

vollkommen schildere, oder ihm widersprechende, ja unwürdige Eigenschaften zuschreibe, — wer dieß als gleichgültig bezeichnete, der störte die große Einheit der christlichen Kirche. Denn wie weit auch die verschiedenen Partheien in ihren Ansichten aus einander gehen, in diesem Punkte sind sie doch alle einig, hier darf eine Meinungsverschiedenheit sich nicht finden. Wer irgend einen Propheten über Christum setzte, und nicht bekennen wollte, daß Christus der Führer zur Wahrheit und zur Seligkeit sey, den Gott gesetzt habe als das Haupt der großen Christengemeinde, als das Vorbild, dem wir nachfolgen sollen in allen Lebensverhältnissen, der störte die Einheit der christlichen Kirche. Und an den Beistand von oben müssen wir glauben, an die Wirkungen des göttlichen Geistes, der in den Schwachen mächtig ist, daran, daß Gott seinen Geist giebt denen, die ihn darum bitten. Die Sacramente des Herrn müssen wir beibehalten, als sichtbare Zeichen, daß wir der Kirche Christi angehören, als feierliche Handlungen, wo wir den Bund mit der Kirche und mit ihrem großen Oberhaupte entweder schließen oder immer wieder erneuen. Wer sie angreift oder ganz entfernt wissen will, der rüttelt an den Grundvesten der christlichen Kirche, der muß mit Ernst und Nachdruck zurückgewiesen werden. Eine Verbindung müssen wir endlich glauben zwischen Himmel und Erde; daß Gott nicht allein das ganze Weltall regiere, sondern auch, daß wir hier leben, um für den Himmel gebildet zu werden, daß, wenn der Tod einst unser Auge schließt, wir wieder erwachen werden für ein anderes Seyn, wo eine gerechte Vergeltung über das eintreten wird,

was der Mensch gethan hat bei Leibes Leben. Werden Glauben an die unendliche Bildungsfähigkeit des menschlichen Geistes, an seine Unsterblichkeit und Gottes gerechte Vergeltung bestreitet, der ist nicht nur ein höchst unglücklicher, sondern in der That auch ein gefährlicher Mensch, denn wir haben keine genügende Bürgschaft mehr für die Redlichkeit seines Handelns, für die Zuverlässigkeit seiner Versprechungen. Hier, Freunde, hier habt ihr die Hauptpunkte, über welche die christliche Kirche von jeher einig gewesen ist, die Punkte, welche als wahrhaft wesentlich und nothwendig betrachtet werden müssen. Sollte jemand auch diese bestreiten, — nun so wollen wir auch da noch nicht das unbedingte Verdammungsurtheil über ihn aussprechen, aber den christlichen Glauben theilt er dann gewiß nicht mehr, und jeder von uns wird fühlen, daß wir mit ihm nicht auf demselben Boden stehen. Dahin denn muß unser Augenmerk gerichtet bleiben, daß wir die Grundsätze unserer Kirche, die Grundlehren des Christenthums gegen jeden Angriff sichern, daß wir unter einander über die wesentlichen Punkte des Glaubens einig sind und bleiben. Ueber die wesentlichen Lehren herrsche Einheit!

In zweifelhaften Sachen dagegen walte Freiheit! Diesem Grundsatz folgten bereits die Apostel, und verwiesen hier jeden auf sein Gewissen. Damals gab es ängstliche Gemüther, welche die mosaïschen Gesetze über den erlaubten und verbotnen Genuß mancher Speisen, über Fasten oder dergleichen Dinge, noch als gültig ansahen; und neben diesen lebten Andere, welche von diesen Beschränkungen nichts wissen wollten. Hier spricht Paulus: Die Schwachen im Glau-

ben nehmt auf, und verwirret die Gewissen nicht. Ein jeglicher sey in seiner Meinung gewiß, er folge seiner besten Ueberzeugung. Hätte man diesen Grundsatz, der so einfach, so vernünftig ist, immer befolgt, es wäre viel unnützes Streiten, viel liebloses Richten unterblieben. Was du nicht für recht hältst, das darfst du auch nicht thun. Hat dein Bruder aber eine andere Ueberzeugung, — nun wenn die Sache nur nicht wesentlich ist, so gestatte ihm die Freiheit, seiner Ueberzeugung zu folgen. Noch jezt glauben wohl Einzelne, am Sonntage, dem Tage des Herrn, sey jede Art von Arbeit untersagt. Nun wohl, so mögen sie dieselbe meiden. Andere haben hierin eine freiere Ansicht, und glauben, wenn auch der Sonntag vorzugsweise religiösen Betrachtungen gewidmet seyn solle, so dürfen doch nöthige Arbeiten verrichtet werden. Sie mögen ihres Glaubens leben, den aber nicht verachten, welcher ängstlich ist, so wie der letztere sich vor jedem lieblosen Urtheile hüte. Dergleichen verschiedene Ansichten werden immer bleiben, und können recht wohl neben einander bestehen, weil sie das Wesentliche des Christenthums ja nicht betreffen. Der Eine meint, der Besuch von Gesellschaften zieme dem Christen nicht, er müsse vielmehr ein eingezogenes Leben führen; der Andere findet mehr Geschmack am geselligen Leben. Der Eine denkt sich die Verbindung zwischen Himmel und Erde vermittelt durch die Engel, und sieht sie als Boten an, welche Gott auf die Erde sende, um seinen Willen durchzuführen; der Andere will von Engelserscheinungen und Einwirkungen der Engel nichts hören, ohne doch Gottes allseitige Wirksamkeit damit zu beschränken. Dieser glaubt, das heilige

Abendmahl müsse monatlich wenigstens einmal genossen werden; der Andere meint, es reiche aus, wenn er es auch seltner feire. Dieser hält den Glauben an die Gegenwart Christi im Brode und Weine bei dem Abendmahle fest, der Andere sieht darin mehr eine Gedächtnißfeier, und erblickt im Brod und Wein nur Sinnbilder von Christi Gegenwart. Du glaubst, die Seele gehe unmittelbar im Augenblicke des Todes in das andere Leben über, und erhalte einen neuen Körper; ein Anderer kann sich davon nicht überzeugen, und nennt es ungewiß, ob die Seele überhaupt mit einem neuen Körper umkleidet werden wird. Wer mag hier mit kecker Miene entscheiden, daß er allein recht habe, und daß alle Andern irren! Das sind Gegenstände, welche das eigentliche Wesen des Christenthums nicht betreffen, denn es kann jemand ein frommer, ein guter Mensch seyn, er mag die eine oder die andere Ansicht theilen. Darum darf hier die Freiheit des Glaubens und der Ansichten nicht durch Zwangsgesetze beschränkt werden. Ein jeder halte hier die Meinung fest, welche ihm nach menschlicher Prüfung die sicherste zu seyn scheint, und handle seiner besten Ueberzeugung getreu. Freiheit walte in den zweifelhaften, außerwesentlichen Punkten.

Bei Allem aber wirke die Liebe. Sie ist ja das Merkmal des christlichen Sinnes. Daran, spricht der Herr, daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Darauf kommt er immer wieder zurück, das schärft seine Apostel als das königliche Gebot immer wieder ein. Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit, sie ist des Gesetzes Erfüllung, sie ist die

Schuld, welche wir an einander abtragen sollen, sie ist es, wodurch wir uns zur Aehnlichkeit mit Gott, dem Allvollkommenen, erheben. Der Glaube steht hoch und die Hoffnung; aber die Liebe steht höher. Denn es bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Wollen wir um des Glaubens willen einander verachten, verspotten und verfolgen? Dem fremden Religionsgenossen sind wir Achtung und Liebe schuldig, denn er ist unser Nächster; wo wir ihm dienen können, da dürfen wir nicht nach seinem religiösen Glauben fragen. Dem Christen aber, welcher in dem einen oder dem andern Stücke, das nicht einmal als wesentlich erscheinen kann, von uns abweicht, dem wollten wir unsere Liebe und unsere Theilnahme versagen? O wenn es wahr ist, was allerdings allgemein behauptet wird, daß diejenigen in eurer Mitte und in eurer Nähe, welche sich rühmten, allein den wahren Glauben zu haben, das Gebot der Liebe verletzten, und in einem unchristlichen Stolze fast alle Verbindungen mit euch abbrachen, euch nur als Verlorne, als Menschen ansahen, welche für Zeit und Ewigkeit von Gott verstossen seyen: wenn dieß wahr ist, so haben sie allerdings gegen das Hauptgebot des Christenthums gefehlt, denn die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, sie blähet sich nicht. Doch die Hand auf's Herz, Freunde. Habt ihr wohl nicht manchmal Gleiches mit Gleichem vergolten, und nun auch die, welche nicht mehr eures Sinnes waren, mit Spott und Hohn verfolgt? Die Liebe, spricht Paulus, läßt sich nicht erbitten, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles. Ach! ein

altes Uebel, welches von Anfang an in der christlichen Kirche viel Unheil gestiftet hat, ist die Unduldsamkeit im Glauben. In Liebe müssen wir einander vertragen, so wie Gott uns verträgt, auch die, welche von der Wahrheit weit abirren. Wie wehe thut es uns, wenn wir unsrer Ueberzeugung wegen hintangeseht oder verspottet werden! wie schrecklich ist Glaubenszwang und Glaubensstyrannei! Wollen wir dieß Unrecht an Andern begehen? Haben sie nicht auch das Recht, welches wir für uns in Anspruch nehmen, daß jeder seines Glaubens leben solle? Wie groß denn auch die Verschiedenheit der religiösen Ansichten seyn mag, vergeßt es nie: über die wesentlichen Punkte des christlichen Glaubens sind wir wohl alle einig; über das Zweifelhafte, das, worüber der Herr selbst uns nicht eine wörtliche Belehrung erteilt hat, nur darüber findet sich Verschiedenheit. Hier nun muß Freiheit walten, und die Liebe muß in Allem wirken, Alles ausgleichen, Alles bedecken, Alles vertragen.

In diesem Sinn und Geiste werden Sie wirken, geehrter Freund, denn Sie sind hierher gekommen, nicht um neue Zerwürfnisse hervorzurufen, sondern um das vorzutragen, worin wir alle einig sind, um das kirchliche und religiöse Leben der hiesigen Gemeinde nach Kräften zu fördern. Es wird dieß Ihnen gewiß gelingen, denn ich muß noch hervorheben, daß die hiesige Kirchengemeinde immer als eine sehr achtungswerthe geschildert wird, bei welcher sich Liebe zur Religion, Liebe zur Kirche, und Liebe zu den Dienern des Evangeliums findet. Nicht wahr, Sie wollen, fern von allem Secten- und Partheiwesen, dem

nachstreben, was zum Frieden und zur Besserung dient? Erklären Sie dieß durch ein lautes Ja!

Nun so wünsche ich Ihnen Glück zu Ihrem Amte, und weise im Auftrage der hohen Behörde Sie hiermit feierlich ernst in dasselbe ein. Der Gott der Gnade sey mit Ihnen, und gebe Ihnen seinen Geist, daß Sie Alles wohl ausrichten, daß durch Sie guter Saame ausgestreut werde, und derselbe auf einen fruchtbaren und empfänglichen Boden falle. Beginnen Sie mit dem gegenwärtigen Augenblicke Ihr amtliches Wirken. Der Gott des Friedens segne Sie. Amen.

**Rede bei der Einführung des Pastor
Vicarius in Bräunsdorf am 19. Sonn-
tage p. Trinit. 1838.**

Eine im Ganzen recht traurige Veranlassung ist es, and. Freunde, welche mich heute in eure Mitte geführt hat. Es sind noch nicht 2 Jahre vergangen, seit ich hier unter euch stand, und einen neuen Seelsorger vorstellte, der unter euch wirken sollte, bis der Herr entweder in dieser oder in einer andern Welt ihm einen neuen Wirkungskreis anweisen würde. Ach schon ist die Stelle erledigt, welche er damals einnahm, und zwar unter Verhältnissen, welche jeden Menschenfreund tief betrüben müssen. Schon daß der Wechsel so bald erfolgte, ist im Allgemeinen nicht gut, denn nur durch langes Zusammenleben kann das Verhältniß zwischen einer Gemeinde und ihrem Seelsorger ein recht wohlthätiges, ein recht wirksames werden; wünschenswerth ist es, daß die Gemeindeglieder von demselben Lehrer in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, von ihm unterrichtet und confirmirt werden; gut ist's, wenigstens in den meisten Fällen, wenn die Erwachsenen, ja die schon in Jahren weiter Vorgerückten in ihrem Seelsorger zugleich den Mann sehen, der sie von ihrer frühesten Kindheit an in allen wichtigen Lebensverhältnissen mit Rath

unterstützte, sie leitete und führte. Darum behaupten Viele nicht mit Unrecht, es würde vortheilhaft seyn, wenn wir, die Diener der Kirche, unsere Aemter nie wechselten. Ein schneller Wechsel der Lehrer, sey es in der Schule oder in der Kirche, ist nicht gut. Schon insofern können wir es nicht erwünscht nennen, daß durch den Abgang eures Seelsorgers das von ihm bekleidete Amt erledigt worden ist. Noch trauriger aber fühlen wir uns gestimmt, wenn wir auf die Verhältnisse sehen, unter denen dieß geschah. Die Gemeinde und der Diener des göttlichen Wortes sollen mit einander leben in Friede und Eintracht, eingedenk des Zweckes, um dessen willen sie mit einander verbunden sind. Aber euer bisheriger Seelsorger hat euch verlassen, indem er erklärte, es sey nicht möglich, daß er hier recht wohlthätig wirke. Das Verhältniß, welches für beide Theile ein äußerst wohlthuendes seyn soll, und auch an den meisten Orten dieß wirklich ist, war hier nicht so, wie es seyn konnte. Denn nur ein sehr kleiner Theil der Gemeinde hat sich enger an den Seelsorger angeschlossen, die entschiedene Mehrzahl ist ihm nicht allein fremd geblieben, sondern auch immer fremder geworden. Spaltungen sind in eurer Gemeinde eingetreten, von denen man anderwärts nichts weiß, und diese Spaltungen haben hier das häusliche, dort das gesellige Leben gestört. Die kleine Zahl, welche völlig und unbedingt auf die eigenthümlichen Ansichten des Lehrers einging, hat sich zu einer enggeschlossenen Gesellschaft verbunden, und durch Wort und That die Meinung zu erkennen gegeben, daß sie das auserwählte Häuflein sey, bei welchem allein reiner Glaube und ächter Christensinn

gefunden werde. Die große Mehrzahl hatte an dieser Eigenthümlichkeit keinen Geschmack, und klagte, daß sie bei dem öffentlichen Gottesdienste und bei der Art, wie das Evangelium hier verkündigt wurde, weder Trost noch Erbauung finden können. So standen die Partheien — wie traurig ist's, daß wir diesen Ausdruck brauchen müssen! — sich, wenn auch nicht gerade feindlich, so doch ohne Liebe einander gegenüber. Jetzt nun hat euer Seelsorger das ihm anvertraute Amt niedergelegt, um das Vaterland für immer zu verlassen, und die, welche am engsten mit ihm verbunden waren, haben diesen gewagten Schritt zum Theil bereits gethan.

Ach! das Unheil ist wohl zum Theil daher entsprungen, daß euer bisheriger Seelsorger in dem Standpunkte irrte, aus welchem wir, die Diener des göttlichen Wortes, unsre Gemeinde anzusehen und zu behandeln haben. Wenn ich daher jetzt den Mann euch vorstellen soll, welcher, bis zum Antritte eines neuen Pfarrers, einstweilen die kirchlichen und religiösen Verhältnisse in eurer Mitte leiten wird, so will ich die Gelegenheit ergreifen, um, wenn auch nur ganz kurz, zu zeigen, wie der Geistliche seine Gemeinde anzusehen und zu behandeln habe. Es wird sich dabei mit Leichtigkeit ergeben, zu welchen Forderungen und Erwartungen ihr, die Gemeindeglieder, berechtigt seyd.

Jede größere Gesellschaft, welche alle Einwohner eines einzelnen Ortes oder auch die mehrere Gemeinden zusammen umfaßt, also, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, auch jede Kirchfabrik zählt in ihrer Mitte einestheils gute, andernteils auch

wieder schlechte Glieder. Das ist so wahr, daß es niemand je bezweifeln wird. In einem größern Vereine können nicht alle Mitglieder auf völlig gleicher Stufe geistiger und sittlicher Bildung stehen. Auch die christliche Kirche umfaßt eben so wohl böse Mitglieder, als gute. Wir kennen wohl die Bezeichnungen für die Mitglieder der christlichen Kirche: ihr seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte; wir nennen in dem allgemein angenommenen Glaubensbekenntnisse die christliche Kirche eine Gemeinde der Heiligen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß damit nur gesagt wird, wie es seyn sollte, nicht wie es wirklich ist. Gute und Böse leben in der christlichen Kirche neben einander, wie der Herr dieß andeutete in dem Gleichnisse von dem Unkraute, das unter dem Weizen wuchs, und das geduldet werden sollte bis zur Zeit der Ernte. Lebte doch in dem engen Kreise der Jünger ein Judas Ischarioth; mußten doch die Apostel schon mit Ernst sich gegen manche unwürdige Mitglieder der neu gebildeten Gemeinden erklären, obschon man damals bei der Aufnahme neuer Christen strenger zu Werke ging, als jetzt, und nur denjenigen den Zutritt gestattete, welche ausdrücklich darum baten, auch in einzelnen Fällen die Unwürdigen von der Gemeinschaft der Kirche wieder ausschloß. Wie sollte sich diese Mischung jetzt nicht finden, wo im weiten, weiten Umkreise alle ohne Ausnahme Christen sind, und wegen mancher davon zu befürchtenden Nachtheile

selbst diejenigen, welche am allertieffsten gesunken sind, nicht aus der christlichen Kirche ausgestoßen werden! Wenn wir daher in irgend eine Gemeinde eintreten, so müssen wir gleich von vorn herein darauf gefaßt seyn: neben den guten Gliedern finden sich gewiß auch andere, welche sittlich tief stehen; aber, wie bange uns auch gemacht wird, und wie viel Nachtheiliges wir auch über den Geist, welcher in einer Gemeinde herrschen soll, gehört haben, wir dürfen auch mit Zuversicht darauf rechnen: es giebt gewiß auch der Guten gar manche in der Gemeinde. Es ist gut, wenn wir uns dieß gleich im Anfange sagen, damit wir nicht, wenn wir nach der einen oder nach der andern Seite hin irren, auch in der Behandlung der Gemeinde manchen Fehlgriß thun. Ich sage dieß Ihnen, geehrter Freund und Amtsbruder, in dem Augenblicke, wo Sie Ihr Amt in der hiesigen Gemeinde beginnen wollen, damit Sie weder glauben, die zum Theil absichtlich verbreiteten Gerüchte seyen wahr, als ob in der hiesigen Gemeinde das Wort Gottes keinen Anklang finde, als ob die Gemeinde im Ganzen sich gegen billige Wünsche entschieden erklärt habe, oder im Allgemeinen ein Secten- und Partheigeist hier herrsche; damit Sie sich aber auch nicht der entgegengesetzten Hoffnung hingeben, es werde mit Ihrem Erscheinen alle Unebenheit, alles Unangenehme verschwinden, man werde überall und ohne Ausnahme Ihr Wort mit Freuden hören und mit Freuden annehmen. Wie klein die hiesige Gemeinde seyn mag, sie ist doch schon viel zu groß, als daß wir glauben könnten, es werden lauter gute, lauter durchaus lobenswerthe und untadelhafte Menschen sich hier finden. Ihr aber, anwe-

sende Gemeindeglieder, werdet in einer solchen Aeußerung weder etwas Befremdliches, noch etwas Beleidigendes finden; willig und gern werdet ihr zugeben: es ist in unserer Gemeinde gerade so wie anderwärts, Gute und Schlechte leben hier neben einander. Würdet ihrs billigen, wenn ich euren neuen Seelsorger mit der Versicherung einführte: hier lebten lauter gute, lauter untadelhafte Menschen? das Gegentheil wieder erwartet ihr bestimmt nicht von mir, daß ich eure Gemeinde mit allzuschwarzen Farben schildern werde.

Daraus ergibt sich nun mit Leichtigkeit, wie der Geistliche seine Gemeinde behandeln soll. Er darf sie nämlich eben so wenig durch zu großes Lob verwöhnen und sicher machen, als durch fortwährenden Tadel und übertriebene Vorwürfe sich entfremden. Jesus, unser Herr, hatte gewiß eine recht gute Meinung von seinen Jüngern, denn sonst würde er sie nicht erwählt haben; er giebt ihnen auch allerhand ehrende Beinamen; er nennt sie das Salz der Erde, seine Freunde, seine Auserwählten. Aber er trug auch kein Bedenken, sie zu tadeln, wenn sie es verdienten. Es sey denn, sprach er, daß ihr umkehret, und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Er wendet sich strafend gegen den Petrus, und ruft ihm zu: hebe dich weg von mir, Satan, du bist mir ärgerlich. Und doch hatte er einst zu ihm gesprochen: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde erbauen. Die Apostel liebten und ehrten die neu gebildeten christlichen Gemeinden. Paulus lobt namentlich die Gemeinde zu Ephesus, und sagt: nachdem ich gehört habe von dem Glauben bei euch an den Herrn Jesum, und von eurer Liebe zu

allen Heiligen, höre ich nicht auf zu danken für euch, und gedenke eurer in meinem Gebete. Aber durch zu großes Lob wollte er sie nicht verwöhnen und sicher machen, und ermahnt sie daher in unserm heutigen Text: so leget nun von euch ab, nach dem vorigen Wandel, den alten Menschen, der durch Lüste in Irrthum sich verderbet. Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit; zürnet und sündigt nicht; gebet auch nicht Raum dem Lasterer; wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr. Ernste Worte sind es, welche hinlänglich Zeugniß davon geben, Paulus habe zwar willig und gern das Gute anerkannt, aber sich auch nicht überwinden können, bei dem Schlechten, das er bemerkte, zu schweigen. So ist's recht, so muß jeder Lehrer seine Gemeinde behandeln. Er lobe, was Lob verdient, aber hüte sich wohl durch übertriebenes Lob seine Gemeinde zu verwöhnen und sicher zu machen. Unverdienter Tadel schmerzt und kränkt, aber er schadet in der Regel bei weitem nicht so viel, als unverdientes Lob, welches den Menschen träge, stolz und übermüthig macht. Das sehen wir ja an den kleinen Gesellschaften, welche sich als die vermeintlichen Auserwählten eng an einander anschließen. Sie werden nicht müde, sich immer zu loben, und thun dieß nun Diejenigen auch noch, welche als Führer und Lehrer die Wahrheit ungescheut aussprechen sollten, so bildet sich ein wahres Pharisäerwesen aus, wo dann jeder Einzelne spricht: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute. Alle die kleinen Gesellschaften, welche so gern des Nachts ihre Zusammenkünfte halten, sie leiden alle an dieser Krankheit, das zu große Lob, welches die einzelnen Glieder sich unter einander spenden, macht sie träge und übermüthig. Wenn wir

dieß nun wissen, wie sollten wir, die Diener der Kirche, uns je so weit versündigen wollen, daß wir unsere Gemeinden nur lobten, nicht auch tadelten, wo sie es verdienen! Nein das Strafamt muß der Seelsorger zu üben eben so gut den Muth haben, als er sich freuen wird, wenn er loben kann. Und eine Gemeinde, welche es mit sich selbst gut meint, wird niemals verlangen, ihr Seelsorger solle immer nur loben und niemals strafen, er solle die offnen oder geheimen Gebrechen in seiner Gemeinde entweder ganz mit Stillschweigen übergehen, oder diese wohl gar zu beschönigen und zu rechtfertigen suchen. Führen Sie denn, geehrter Fr., das Amt in der hiesigen Gemeinde so, daß Sie der Wahrheit nie etwas vergeben; und wenn man euch, anwesende Fr., tadelnd und strafend auf die wunden Stellen in eurem sittlichen Leben aufmerksam macht, so nehmt dieß dankbar an. Zu großes, unverdientes Lob ist wahres Gift.

Von selbst versteht es sich dagegen, daß der Seelsorger auch nicht durch übertriebene Vorwürfe seine Gemeinde erbittern und sich entfremden darf. Nie hat Jesus, der Herr, nie haben seine Apostel so gesprochen, daß es den Anschein gewann, als hätten sie an dem Strafen selbst Gefallen, man hörte durch den strafenden Ernst die warnende Liebe hindurch. Wie nachdrücklich der Tadel auch seyn mag, von einem erbitterten, grollenden Herzen darf er nie zeugen. Auch sagt ja Paulus selbst, sehr bald nach unsern heutigen Textesworten: alle Bitterkeit und aller Grimm sey ferne von euch. Das nun ist es, worüber von eurer Seite oft geklagt wurde: ihr fühltet euch in eurem Gotteshause nicht wohl, und kamt fast immer nur mit einer geheimen Besorgniß hierher, weil fast

sonntäglich bittere Vorwürfe eurer warteten. Nicht die Liebe des allgütigen Vaters, der nicht Gefallen hat an jemandes Verderben, sondern der Zorn und der Grimm des strafenden Gottes, welcher die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, war der gewöhnliche Gegenstand, welcher weiter ausgeführt wurde; nicht Vorschriften für das fernere Leben, welche aus der heiligen Schrift und aus der gesunden Vernunft abgeleitet waren, vernahmt ihr hier, sondern weit häufiger bittere Vorwürfe darüber, daß der rechte Glaube sich bei der jetzigen Welt nicht finde; nicht der Trost der Vergebung ward hervorgehoben, sondern die Strafen wurden mit starken Farben ausgemalt, welche den Sünder treffen sollen. Das Eine thun, spricht hier der Herr, das Andere nicht lassen. Beides muß neben einander ausgeführt werden, wenn nicht große schädliche Einseitigkeit entstehen soll. Paulus strafte wohl auch, aber dennoch spricht er: ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! — Und was ist nun die Folge davon, wenn eine Gemeinde mit übertriebenen Vorwürfen gereizt, beleidigt wird? Ein bitteres Gefühl der Kränkung, eine immermehr überhand nehmende Entfernung von dem, welcher so ungerechte Vorwürfe ausspricht. Fremde kommen dann wohl herbei, und freuen sich neugierig und schadenfroh über den Strafprediger, welcher seiner Gemeinde ungeschent bittere Vorwürfe macht, und sie bei ihren Umgebungen in bösen Ruf bringt; Eingebildete kommen herbei, welche sich rühmen, sie haben

allein den rechten Glauben, und von ihnen gelte das Gesagte nicht, sondern nur von den Kindern des Unglaubens neben ihnen; die Bessern aber trauern im Stillen darüber, daß ihnen die Möglichkeit genommen sey, sich zu erbauen und zu belehren. So entfremdet sich der seine Gemeinde, welcher unausgesetzt eifern und strafen will. Wohl möglich, daß er es damit gut meint, ja daß er nur damit seine Pflicht zu thun glaubt; aber kein Menschenkenner wird sein Verfahren billigen.

Leicht erklärlich denn ist die Stimmung, welche jetzt bei einem großen Theile der hiesigen Kirchengemeinde sich findet. Viele sind mißmuthig und mißtrauisch geworden, weil die übertriebenen, oft unbegründeten Vorwürfe sie beleidigt haben. Wenn Sie nun hier eintreten sollen, mein christl. Fr., so brauche ich Ihnen nicht erst weitläufig zu zeigen, was Sie zu thun oder zu lassen haben. Es versteht sich von selbst, daß wir, die Diener der Kirche, das Straßamt nie aufgeben dürfen. Es ist das nicht ein Vorrecht, welches wir haben, — wäre es ein Vorrecht, so könnten wir gern darauf verzichten, — sondern eine heilige, oft sehr schwere und sehr unangenehme Pflicht. Gehen Einzelne darin zu weit, daß sie fast nur tadeln, und nur von Gottes Strafeifer sprechen, so wollen wir, die wir dieß nicht gut heißen, nicht etwa unsre Gemeinden dadurch zu gewinnen suchen, daß wir über Sünden und im Schwange gehende Laster ganz schweigen, denn dadurch würden wir eben so Unrecht thun, und gewiß noch größern Schaden anrichten. Auch ziemt den Dienern des Evangeliums Feigheit und Menschenfurcht nicht. Aber mit Vorsicht und Um-

sicht wollen wir handeln, im milden, versöhnenden Sinne wollen wir sprechen, damit man von uns sagen könne: wir seyen wohl ernst und streng, aber wir finden nicht etwa Gefallen am Tadeln und Strafen.

Obschon nun meine Bekanntschaft mit Ihnen noch sehr neu ist, so habe ich doch aus Ihren Aeußerungen mit Wohlgefallen ersehen, daß Sie ganz diese Ansichten und Grundsätze theilen. Handeln Sie ihnen gemäß, so wird es Ihnen zuverlässig gelingen, auch bei einer nur kurzen Amtsführung die Liebe und die Achtung der hiesigen Gemeinde zu gewinnen, denn ich muß noch hinzusetzen, es sey mir durchaus nicht bekannt, daß die hiesige Gemeinde eine übelgesinnte genannt werden müsse, und so lange ich mein gegenwärtiges Amt führe, ist mir kein Fall bekannt, daß die Gemeinde im Ganzen entweder eine unbillige Forderung ausgesprochen, oder einen billigen und gerechten Wunsch nicht beachtet habe. —

U m f r a g e.

Unmöglich kann ich schließen, ohne euch Alle noch darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie freundlich die uns vorgesezte hohe Behörde für das kirchliche und religiöse Wohl jeder einzelnen Gemeinde, und namentlich der hiesigen sorgt. Es würde für euch störend seyn, wenn in diesem Hause nur selten und nur von Fremden, welche euch nicht näher bekannt wären, und bekannt würden, gepredigt werden sollte. Die hohe Behörde hat dieß wohl erwogen, und bei den eigenthümlichen Verhältnissen, welche hier obwalten, auch eine etwas ungewöhnlichere Maaßregel ergriffen, indem sie euch auch für die Zwischenzeit, bis zu dem Antritte des neu zu erwählenden Pfarrers, einen Mann zum Seelsorger bestellte,

welcher das Lob des Fleißes und des untadelhaften Lebens für sich hat. In einem Lande, wo die Vorgesetzten so freundliche Rücksichten nehmen auf die Wünsche und die Bedürfnisse der Einzelnen, in einem solchen Lande lebt sich gut. Hier wird nie das Evangelium untergehen, hier nie das Wort Gottes theuer werden. Dein Evangelium wirst du schützen, Herr, und deiner Kirche Schirmherr seyn. O segne auch den neuen Lehrer, daß er sein Werk mit Freuden thue und Alles wohl anrichte.

Im Auftrage der hohen Behörde und Kraft meines Amtes weise ich Sie denn jetzt in ihr Amt ein. Der Herr gebe Ihnen und Ihrer Gemeinde viele Freude! Amen.

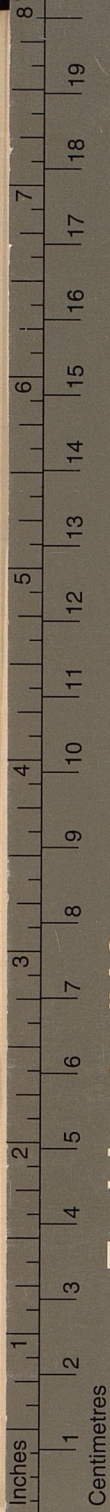
Il 6791

ULB Halle

3

006 318 053





B.I.G.

Farbkarte #13

Inches	Centimetres	Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
1	2									
2	3									
3	4									
4	5									
5	6									
6	7									
7	8									
8	9									
9	10									
10	11									
11	12									
12	13									
13	14									
14	15									
15	16									
16	17									
17	18									
18	19									
19	20									

43

Kanzelreden,

zug

en Verhältnisse
enthale,

erausgegeben

"

Siebenhaar,

ten in Penig.

1839.

on F. C. Sieghart.

